

## **Lutz Niethammer**

### **Volkspartei neuen Typs?**

### **Sozialbiografische Voraussetzungen der SED**

### **in der Industrieprovinz**

*Zusammenfassung: Im folgenden Beitrag wird die Geschichte der SED als Abfolge unterschiedlicher Generationenbündnisse dargestellt. Dabei zeigt sich, daß sich die SED nur zu einem geringen Teil aus der Arbeiterklasse selbst rekrutiert und zum größeren Teil aus aufgestiegenen Mitgliedern, die ihre Prägung nicht zuletzt im Nationalsozialismus erfuhren.*

#### **Vorbemerkung**

Im ersten Halbjahr 1987 erhielten zum ersten Mal Oral History-Forscher aus Westdeutschland die Erlaubnis zu einer lebensgeschichtlichen Erhebung in der DDR.\* Lutz Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling von der FernUniversität in Hagen führten – unterstützt vom Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR in Ost-Berlin – 150 lebensgeschichtliche Gespräche, die auf Tonkassette aufgenommen und unkontrolliert ausgeführt wurden. Die Gespräche fanden im Raum Bitterfeld-Wolfen, Eisenhüttenstadt, Leipzig und Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) statt; etwa ein Drittel der Erstkontakte war über sechs Kombinate der Montan-, Chemie-, Textil- und Maschinenbauindustrie hergestellt worden. Die übrigen Gespräche wurden vor allem in Rentnerclubs der Volkssolidarität, durch Kontakte zu Kirchen und jüdischen Gemeinden, durch Schrebergartenvereine und private Hinweise und einige wenige durch Stadtleitungen von Blockparteien angebahnt. Die Gespräche – bei etwa 15 % war ein DDR-Historiker anwesend – wurden als zunächst offene, im weiteren Verlauf durch einen Datenbogen und einen Leitfaden halbstrukturierte Interviews geführt und dauerten in der Regel drei bis fünf Stunden, meist in zwei Sitzungen. Die Interviewten, etwa zu gleichen Teilen Frauen und Männer, waren zwischen 55 und 90 Jahre alt und hatten in ihrer großen Mehrzahl in der volkseigenen Industrie gearbeitet. Unter den Befragten gab es kaum Vertreter des Sicherheits- und des Erziehungsbereichs und weder Bauern noch Intellektuelle.

\* Erste Teilauswertungen wurden veröffentlicht in Lutz Niethammer: Annäherung an den Wandel. Auf der Suche nach der volkseigenen Erfahrung in der Industrieprovinz der DDR, in: BIOS 1 (1988) S. 19-66, auch in Alf Lütke (Hg.): Alltagsgeschichte, Frankfurt-New York, 1989, S. 283-345; ders.: Juden und Russen im Gedächtnis der Deutschen, in: Walter H. Pehle (Hg.): Der historische Ort des Nationalsozialismus, Frankfurt 1990, S. 114-134; ders.: Das Volk der DDR und die Revolution, Nachwort zu Charles Schüddekopf (Hg.): »Wir sind das Volk!«, Reinbek 1990, S. 251-279. Eine zweibändige Veröffentlichung unter dem Titel »Die volkseigene Erfahrung« ist beim Verlag Rowohlt-Berlin in Vorbereitung, deren 1. Band »Biografische Eröffnungen« im Frühjahr 1991 erscheinen soll.

## Einleitung

Von unseren 150 Gesprächspartnern waren 55 in der SED und noch einmal 15 in den Blockparteien organisiert. Solche Zahlen sagen wenig, außer, daß wir daraus keine repräsentativen Schlüsse ziehen können: denn seinerzeit war nicht ein Drittel der Wahlberechtigten der DDR in der Staatspartei erfaßt, sondern nur etwa ein Fünftel, was immerhin die höchste parteiliche Organisationsquote ist, die es jemals in Deutschland gegeben hat. Immerhin zeigen die Zahlen, daß wir mit ziemlich vielen SED-Mitgliedern ausführlich über ihr Leben gesprochen haben und dadurch einen Einblick in die Verknüpfungen zwischen Partei, Tradition, Privatleben und Karriere bekommen konnten, wie er bisher m.E. außerhalb der Sicherheits-Registaturen nicht gewonnen werden konnte.

Die Analyse von 55 Mitgliedern und basisnahen Funktionären der SED in drei Industrieregionen sucht diese Partei dort zu erfassen, wo ihr Pathos lag, nämlich in der sog. Arbeiterklasse und in der volkseigenen Industrie, und eine typologische Vorstellung ihrer Herkunft und ihrer Parteibindung zu vermitteln. Dafür ist eine Untersuchung der quantitativen Verhältnisse wertvoll, nicht weil aus ihnen auf entsprechende quantitative Verteilungen in der SED-Mitgliedschaft im ganzen Land geschlossen werden könnte, wohl aber weil die Komplexität der Daten eine Untersuchung von »wenn-dann«-Beziehungen erlaubt und eine Einschätzung gestattet, ob es sich dabei um häufige oder seltene Typen von Erfahrungen und biografischen Verläufen handelt. In diesem Sinne möchte ich nun die Gruppe der von uns befragten SED-Mitglieder zahlenmäßig näher umreißen.

Die Gruppe umfaßt 22 Frauen und 33 Männer, die zwischen 1904 und 1935 geboren sind, d.h. eine Altersgruppe, die bis vor kurzem auch im lokalen Rahmen die Geschichte der DDR bestimmte und die ihren Versuch, einen real existierenden Sozialismus aufzubauen, geprägt hatte. Wer 1904 geboren wurde, war freilich 1949 erst 45 Jahre alt – schon das zeigt, daß wir über die in vielen Interviews erwähnten legendären »alten Genossen«, über die der Erfahrungstransfer in der frühen Nachkriegszeit lief und die das politische Klima in den 50er Jahren bestimmten, aus unserer Untersuchung nichts erfahren, auch nichts über die jüngere Hälfte der heutigen DDR-Gesellschaft. Im Mittelpunkt stehen die Generationen, die beim Beginn der DDR jung und tatkräftig waren und mit ihr alt geworden sind.

Dabei können wir die Aktivkräfte in hinreichender Anzahl betrachten, denn in der Gruppe waren zwei Drittel irgendwann auch Funktionäre der Partei und etwa 40 % sogar für eine längere Zeit Berufsfunktionäre. Die meisten nahmen solche Funktionen im Betrieb, in der Gewerkschaft oder in der Gemeinde wahr – nur einige wenige waren für eine Zeit auch auf der Ebene eines Bezirks oder gar des Gesamtstaates tätig. Immerhin war der prominenteste ZK-Sekretär, wurde aber schon nach 3 Jahren gestürzt; einer war eine Weile politischer Beamter in einer Landesregierung, kehrte aber dann in eine Stadtverwaltung und dann in eine Betriebsparteileitung zurück; einer gehörte zum Zentralrat der FDJ, gewann aber dort keinen Einfluß und wurde nach einer Wahlperiode nicht mehr aufgestellt; eine gehört seit einigen Jahren zum Bundesvorstand

des FDGB, aber der hatte seinerzeit 150 Mitglieder, und eine war eine Weile Bezirksvorsitzende des Demokratischen Frauenbunds Deutschlands. Die Berührungspunkte mit der Partielite sind in unserer Gruppe also eng begrenzt. Alles wesentliche spielte sich hier im lokalen Rahmen ab.

Um diese Gruppe als eine politische etwas genauer betrachten zu können, habe ich sie in vier Erfahrungskohorten eingeteilt, die ich zunächst in ihren Zeitbezügen charakterisiere:

Die 14 vor 1917 Geborenen, davon 5 Frauen; sie haben ihre Jugend, mindestens aber ihre Pubertät noch in der Weimarer Republik erlebt und konnten mit deren politischer Lagerbildung in Berührung kommen. In die Nachkriegszeit traten sie als 30-40jährige. Beim Bau der Mauer waren sie in der zweiten Lebenshälfte.

Die 17 zwischen 1918 und 1922 Geborenen (davon 5 Frauen) haben ihre ersten gesellschaftlichen Erfahrungen in der Weltwirtschaftskrise und in den Anfangsjahren des Dritten Reiches gemacht und zwar zu einer Zeit, als die HJ noch keine Zwangsorganisation war; die Männer waren im Krieg im wehrfähigen Alter und 1945 junge Erwachsene. Auch bei ihnen waren die wesentlichen Weichen bereits in den 50er Jahren gestellt.

Die 10 zwischen 1923 und 1927 Geborenen (die Frauen haben hier mit 6 die Mehrheit) mußten noch vor dem Krieg in die HJ eintreten und wurden oft noch als Minderjährige zum Kriegs- oder entsprechenden Hilfsdiensten herangezogen. In der Nachkriegszeit kamen sie noch für eine Mitgliedschaft in der FDJ infrage und konnten noch im ersten Anlauf die Bildungsangebote der DDR benutzen.

Die 14 nach 1928 Geborenen (davon 6 Frauen) sind die Pimpfe der Kriegszeit, die zum Schluß zuweilen noch Flakhelfer waren und über keinerlei Eigenerfahrung an die gesellschaftliche Welt der Weimarer Republik verfügen. In der DDR wird diese Altersgruppe als die klassische FDJ-Generation betrachtet. Sie rückten in der Regel erst nach dem Mauerbau in verantwortliche Positionen ein.

## Partei der Arbeiterklasse

Auffallend ist zunächst der mit fast 80 % sehr hohe Anteil der Herkunft dieser SED-Mitglieder – ausweislich des Berufs des Vaters (hilfsweise der Mutter) – aus der Arbeiterschaft. Das nimmt zwar mit den Jahrgängen ab, bleibt aber im Durchschnitt das Doppelte des Arbeiteranteils an der Gesellschaft. Dabei wurde nicht die Definition der Arbeiterklasse in der DDR zugrundegelegt, die alle abhängig Beschäftigten und also auch den Kombinatdirektor umfaßt, sondern die landläufige, wonach Arbeiter abhängig beschäftigte Handarbeiter in der Industrie, im Gewerbe oder in der Landwirtschaft und zwar als Un- oder Angelernte, als Facharbeiter (mit einer abgeschlossenen Lehre) oder als Meister sind und dabei der tatsächlich oder vorwiegend ausgeübte Beruf zählt. Danach stellte sich die SED in der Industrie – das mag im Bildungs- oder Sicherheitsbereich anders ein – unter dem Gesichtspunkt der Herkunft der Mitglieder als eine Arbeiterpartei in selten reiner Form dar. Dieses Bild bestätigt sich zunächst, wenn man den erlernten Beruf der Mitglieder selbst betrachtet, die fast durchweg eine Facharbeiterausbildung haben.

Es wandelt sich jedoch in bezeichnender Weise, wenn man den überwiegenden oder zuletzt ausgeübten Beruf betrachtet: dann waren nicht einmal mehr ein Fünftel der Mitglieder als Arbeiter beschäftigt, während über die Hälfte Leitungsfunktionen ausübten – darunter wurden gezählt: Direktoren, Abteilungs- und Betriebsleiter in der In-

dustrie, Berufsfunktionäre in Betriebspartei- und -gewerkschaftsleitungen und ihnen gleichgestellte in anderen Bereichen wie Offiziere, Professoren, höhere Beamte u.ä. Während Funktionäre an der Werkbank sehr selten waren und sich in den jüngeren Jahrgängen ganz verloren, schien die Übernahme von Parteifunktionen beim Aufstieg auch in technische Leitungsfunktionen oder Managementpositionen in den älteren Jahrgängen die Regel und in den jüngeren ein Muß. Dabei traten in den jüngeren Jahren die (politischen) Berufsfunktionäre zugunsten der wesentlich besser bezahlten technischen Leitungsfunktionen zurück, aber der Zugang zu diesen war nur noch über ehrenamtliche politische Funktionärstätigkeit zu erreichen.

Tab. 1 Soziale Herkunft und Schichtzugehörigkeit von 55 SED-Mitgliedern

Merkmal	Alle	Geboren			
		bis 1917	1918-1922	1923-1927	seit 1928
N	55	14	17	10	14
Vater Arbeiter	43	13	15	7	8
und selbst Arbeiter	10	6	1	2	1
davon: Funktionäre	1	1	–	–	–
und selbst					
Leitungsfunktion	29	6	11	5	7
davon: Funktionäre	25	4	9	5	7
davon: Berufsfunkt.	15	4	5	2	2

Angesichts dieses Befunds mag man sich erinnern, daß sich die SED offiziell nicht als Arbeiterpartei, sondern als »Partei der Arbeiterklasse« bezeichnete um anzudeuten, daß sie nicht im wesentlichen aus Arbeitern bestehe, sondern daß sie sich der Vertretung von Arbeiterinteressen verschrieben habe, die von Menschen vertreten würden, die aus der Arbeiterschaft kommen. Es war in den Betrieben der DDR ein offenes Geheimnis, daß Arbeiter unter den SED-Mitgliedern ein besonders gesuchtes Gut waren und daß vielerlei statistische Verrenkungen unternommen werden mußten, um die eintrittswilligen Aufstrebenden aufnehmen zu können und doch den Arbeiteranteil an den Mitgliedern nicht allzusehr sinken zu lassen. Denn die Arbeiter waren wohl die einzigen, die sich persönlich keinen unmittelbaren Nutzen von der Mitgliedschaft versprechen konnten und bekanntlich auch nichts zu verlieren hatten.

Indessen täuscht die Tabelle in zweierlei Hinsicht vielleicht ein wenig. Erstens teilten die unteren Berufsfunktionäre der SED im Betrieb, die nicht zum Dreierkopf der Betriebsleitung gehörten, oft ein Gutteil des Alltags der Kollegen vor Ort: sie wurden ähnlich und oft schlechter bezahlt, sie verbrachten einen erheblichen Teil ihrer Zeit mit den Kollegen an der Werkbank, sie wohnten in denselben Siedlungen und kauften in denselben Geschäften, sie waren in einer strikteren Disziplin und hatten doch nicht viel mehr zu sagen, aber sie waren aus der Maloche heraus, wenn sie zuweilen auch mehr, aber sauberer arbeiteten.

Auch wenn man den Parteistatistiken nicht viel trauen darf, bleibt es wahrscheinlich, daß unter den zuletzt 2,3 Mill. SED-Mitgliedern über eine halbe Millionen tatsächlich ausübende Arbeiter waren. Was unterschied sie in der älteren Generation von denen, die nicht beitraten? Insgesamt haben uns 37 Arbeiter ihre Lebensgeschichte erzählt, von denen 12 SED-Mitglieder waren. Die Mehrzahl ist schon in den ersten drei Jahren der SED beigetreten und drei davon waren sogar schon bei der Gründung dabei, zwei frühere Sozialdemokraten und einer, dessen Vater früher Kommunist gewesen war. Damals in den Gründerjahren war die SED noch eine Arbeiterpartei: von den 30 SED-Parteimitgliedern unter unseren Befragten, die bis 1948 in die Partei eingetreten waren, kamen alle bis auf drei aus Arbeiterhaushalten und fast alle waren auch selbst Arbeiter oder untere Angestellte bzw. Hausfrauen in solchen Familien; nur drei waren damals hauptamtliche Funktionäre und zwei weitere bei der Polizei.

Tab. 2 Arbeiter als vorwiegend ausgeübter Beruf in- und außerhalb der SED

Merkmal	SED		Parteilos	
N	12		25	
<i>Politische Herkunft</i>				
Linke	7		10	
davon: KP	2		3	
SP	5		7	
NS	1		5	
Unpol. o. keine Angabe	4		10	
<i>Beruf des Vaters und eigener Beruf</i>				
	Vater	eig. Ber.	Vater	eig. Beruf
Selbständig	1	—	4	—
Beamter	1	—	1	—
Arbeiter	10	12	20	25
davon: Un- o. Angelernte	5	3	12	11
Facharbeiter	2	3	7	7
Brigadier	—	2	—	5
Meister	3	4	1	2
<i>Geschlecht</i>				
	w	m	w	m
Arbeiter	5	8	13	11
davon: Un- o. Angelernte	3	—	10	1
Facharbeiter	1	3	1	5
Brigadier	1	1	2	3
Meister	—	4	—	2

Damals gab es auch noch eine linke Traditionsmehrheit von fast zwei Dritteln an der Basis der Partei, denn 11 waren vor 1933 selbst Sozialdemokraten gewesen oder kamen aus sozialdemokratisch orientierten Elternhäusern und bei 7 gab es einen entsprechenden Antifaschismus hatte damals noch ein spezifisches Gewicht. Einer der Kommunisten hatte im Dritten Reich 10 Jahre im Zuchthaus gesessen und bei jeweils zwei aus dem sozialdemokratischen und dem kommunistischen Lager hatte es in der Familie gewichtige politische Konflikte und Zurücksetzungen unter den Nazis gegeben. Hätten wir die Älteren, die damals als über 45jährige die Partei prägten, noch befragen können, so wären diese Schwergewichte noch sehr viel deutlicher hervorgetreten. Demgegenüber spielten SED-Mitglieder, deren Eltern in der NSDAP gewesen waren oder die sich selbst in NS-Jugendorganisation als Führer hervorgetan hatten, vor 1948 noch eine marginale Rolle – unter unseren 30 frühen Parteimitgliedern waren es gerade drei oder vier.

Insofern überrascht es auch nicht, daß sich unter den 37 befragten Arbeitern und Arbeiterinnen die sozialen und politischen Indikatoren für Parteimitglieder und Parteilose – Arbeiter in anderen Parteien sind kaum zu finden – auf den ersten Blick wenig unterscheiden. Bei genauerer Betrachtung ist der Befund in dreifacher Hinsicht aufschlußreich: im politischen Bereich erweist sich das linke Traditionspotential in der Arbeiterschaft in- und außerhalb der SED im Umfang und in der Struktur als ähnlich. Trotz ihrer extremen Bemühungen um einen hohen Organisationsgrad gelang es der SED noch nicht einmal, die Hälfte des linken Traditionspotentials, in dem in- wie außerhalb der Partei die sozialdemokratische Tradition überwog, für sich zu mobilisieren. Die SED war also nur die halbe Arbeiterbewegung vor Ort, nicht aber in dem Sinne, daß sie die Kommunisten gewonnen und die Sozialdemokraten verdrängt hätte, sondern daß die sozialdemokratische Mehrheit und die kommunistische Minderheit des Basispotentials jeweils in Organisationsbereite und Distanzierte gespalten wurde. Diese Einsicht scheint mir für den Charakter der SED bezeichnender als der kaum überraschende Befund, daß das spezifische Gewicht einer unpolitischen oder nationalsozialistischen Vorprägung unter den Arbeitern außerhalb der SED schwerer wog als unter denen drinnen. Es bleibt indessen die Frage, was die Spaltung der Arbeiterbasis aus linker Tradition in bezug auf die Bereitschaft, sich in der SED zu organisieren, bewirkt hat.

Im sozialen Bereich ist der auffallendste Befund, daß in der Arbeiterschaft einer postrevolutionären Gesellschaft kaum Absteiger zu finden sind. Selbst die Angabe, daß von 37 Arbeitern und Arbeiterinnen wenigstens 7 aus höheren Schichten stammen, trägt noch: bei den Selbständigen handelt es sich um kleine Handwerker oder Bauern, wobei vier von fünf aus den Ostgebieten kommen und die Grundlage ihrer prekären Selbständigkeit durch die Vertreibung verloren hatten. Die Revolution in der DDR hat zwar viele in der Nachkriegszeit kurzzeitig zu Arbeitern gemacht, aber nur wenige von ihnen oder ihren Kindern sind in der Arbeiterschaft (oder in der DDR) verblieben.

Im Bereich der Geschlechtsproportion ergibt sich trotz der außerordentlich hohen Mobilisierung der Frauen für das Erwerbsleben in der DDR sowohl eine gesellschaft-

liche Diskriminierung als auch eine unterdurchschnittliche politische Mobilisierung von Arbeiterinnen. Die gesellschaftliche Diskriminierung fällt auf den ersten Blick ins Auge: obwohl in dieser Gruppe etwa gleich viele Männer und Frauen sind, stellen die Frauen fast alle Un- und Angelernten, aber nur wenig mehr als ein Viertel der Qualifizierten. In ihrer Mitgliedschaft kompensiert die SED diese Diskriminierung nicht, sondern reproduziert sie.

Wenn diejenigen, die in der DDR Arbeiter blieben, also ein so traditionelles Gepräge des Arbeitermilieus tragen, warum hat sich dessen politisches Traditionspotential dann in der Frage der SED gespalten und zwar nicht anhand der traditionell vorgegebenen politischen Lager? Um dieser Frage näherzukommen, empfiehlt sich – eingedenk der oben gewonnenen Einsicht in den Zusammenhang zwischen Parteimitgliedschaft und sozialer Mobilität – zunächst ein Blick auf die höher Qualifizierten unter den Arbeitern. Auch innerhalb der Arbeiterschaft gibt es ja soziale Mobilität und zwar meist aufgrund hart erarbeiteter Eigenleistungen, denn Vorarbeiter- oder Meisterpositionen kann man nicht erben. 11 der 37 Befragten haben sie erreicht, die Hälfte der SED-Mitglieder unter den Arbeitern, aber nur ein Fünftel der Parteilosen. Das muß man aber wieder in dem Kontext sehen, daß nicht nur unter diesen 6 die Meisterprüfung abgelegt haben, sondern unter allen unseren Befragten noch 16 weitere, die alle Mitglieder einer Partei waren oder anlässlich ihrer Meisterprüfung wurden (11 SED, 4 LDPD, 1 CDU). Drei davon waren aber vorwiegend als Selbständige tätig, von denen zwei später auf Angestelltenpositionen in der volkseigenen Wirtschaft übergingen. Alle anderen stiegen als Techniker, Manager oder Funktionäre weiter in Angestelltenpositionen auf; drei davon bleiben als Schicht- oder Lehrmeister jedoch unmittelbar in der Produktion. In über 2/3 der Fälle erwies sich also die Meisterprüfung – unter den 22 Absolventen befand sich übrigens keine Frau, wohl aber unter den 7 Brigadiern drei Frauen – nur als eine Qualifizierungssprosse auf einer männlich-proletarischen Aufstiegsleiter. Die Frage nach unseren Meistern und Brigadiern, die Arbeiter blieben, stellt sich dadurch weniger in der Form, wie sie das alles geschafft haben, als warum sie auf dieser Ebene hängengeblieben sind oder nicht weiter aufsteigen wollten.

In der Gruppe der sieben Brigadiere, durchweg beruflich besonders Tüchtige und häufig Ausgezeichnete, fallen zwei z.T. mehrfach wirksame Bremsfaktoren auf: drei waren weiblich und auch die anderen trugen an besonderen familiären Lasten und Sehnsüchten; und alle hatten einen politischen Hintergrund, der problematisch erschienen sein muß. Drei waren z.B. Mitglieder der SA bzw. der Waffen-SS gewesen und blieben nach langer Gefangenschaft parteilos. Die Gegenprobe bei den Parteimitgliedern legt nahe, daß der Aufstieg in die betriebliche Arbeiterelite einfach leichter war, wenn es derartige politische Gegenargumente und auch hausfrauliche Belastungen nicht gab.

Bei der Prüfung der politischen Konnotationen der Parteimitglieder stellt sich ein negatives Ergebnis heraus: im Schnitt zeichnete die Parteimitglieder in der Elite der Arbeiterschaft nichts aus, als daß sie aus traditionellen oder – übrigens nie mit diesem Karriereschritt verbundenen – opportunistischen Gründen Mitglieder wurden und

deshalb in ihrem ökonomisch und familiär motivierten beruflichen Streben weniger behindert waren. Die Gegenprobe bei den Parteilosen, die sich in der politischen Eigenaktivität in der DDR in nichts von den Mitgliedern unterscheiden, belegt das spiegelbildlich: auch hier sind es nur zwei, die zu politischer Mitwirkung drängen oder doch bereit sind, aber beiden wird das Eintrittsbillet in diesen Raum aus Gründen ihrer aktenmäßig erfaßten Verstrickung im Dritten Reich – und nicht etwa wegen einer damals bewiesenen nationalsozialistischen Haltung verweigert. Dasselbe gilt überwiegend auch für diejenigen Parteilosen in der Leistungselite der Arbeiterschaft, die keinen erkennbaren Versuch gemacht haben, der SED oder dem gewerkschaftlichen Funktionärskorps beizutreten: sie sind überwiegend in jungen Jahren Mitglied einer NS-Organisation gewesen oder durch eine dauernde Freistellung vom Militärdienst aus kriegswichtigen Gründen stigmatisiert.

Setzt man einmal vergleichbar überdurchschnittliche Arbeitsbefähigung und Leistungsbereitschaft voraus – und unser Material enthält keine Hinweise, die eine solche Voraussetzung als unberechtigt erscheinen ließe – so ist das wesentliche Unterscheidungsmerkmal unter den höchstqualifizierten Arbeitern, das zugleich über Ausmaß und Geschwindigkeit der Zulassung zu dieser Gruppe mitentschied, also nicht die Politisierung im Sinne der Arbeiterbewegung oder einer ihrer Fraktionen, sondern eine auf Dauer gestellte Entnazifizierung. Ob man dies angesichts der Verbrechen des Dritten Reiches als rigorosen Antifaschismus bewundert oder als eine Ausgeburt eines bürokratischen Fetischismus aus Mangel an gelebten politischen Inhalten bzw. als eine wirklichkeitsfremde Vergeudung von Personalressourcen ablehnt, könnte man unterschiedlich bewerten, wenn dieser stumme Comment des Apparats für alle gegolten und nicht erfordert hätte, die Tore der Personalrekrutierung an anderer Stelle mit um so weniger antifaschistischen Bedenken zu öffnen.

Diese politische Dauerquarantäne galt aber nur für die ersten beiden Erfahrungskohorten – nach 1922 geboren ist in der hier betrachteten Gruppe nur ein parteiloser Brigadier und er war immerhin in der Waffen-SS. Von den 13 Meistern, die nicht an der Werkbank blieben, sondern danach zu höherer Verantwortung als Schicht- oder Lehrmeister (3), hauptamtliche Partei- oder Gewerkschaftsfunktionäre (4) oder Bürgermeister (1) oder gar in industrielle Managementpositionen (5) aufstiegen, war aber nur einer vor 1922 geboren. Er hatte weder eine linke noch eine rechte Vergangenheit, sondern war armer Leute Kind und stieß nach dem Krieg über die Bergarbeitergewerkschaft zur Partei. Von den restlichen 12 aber kamen nur zwei aus einem deutlich sozialdemokratischen bzw. undeutlich kommunistischen Elternhaus, während drei aus einem ausgesprochen nationalsozialistischen stammten und mindestens fünf weitere in der HJ waren, drei dort zu mittleren Führern avancierten und drei sich vorzeitig freiwillig zum Kriegsdienst meldeten.

## **Neue Arbeiterklasse und Partei**

Bevor wir uns noch genauer diesem Zusammenhang zwischender HJ/FDJ-Generation und der leitenden Klasse in der DDR zuwenden, ist aber der zweite Teil der

lohnabhängigen Klasse in- und außerhalb der SED genauerer Untersuchung wert: die unteren und mittleren Angestellten. Auch sie sind nicht einfach mit ihren Kollegen in Westdeutschland zu vergleichen: zunächst zählten sie im offiziellen Sprachgebrauch der DDR zur Arbeiterklasse, was natürlich nicht verhinderte, daß sich die Tätigkeitsmerkmale und der Habitus des Büros («white collar») von denen der Produktionsarbeiter in ähnlicher Weise, wenn auch in geringerem Umfang unterschied. Aus der Maloche heraus ins Büro zu kommen, ist aber im Osten ambivalenter als im Westen. Zwar hat man in der Regel keine Wechselschichten mehr und auch keinen blauen Anton mehr an, aber einen weißen Kragen legt man sich dafür dennoch nicht zu, solange man nicht in Leitungsfunktionen aufgestiegen ist – und selbst dort ist er nicht immer die Regel. Vor allem ist es in materieller Hinsicht meist ein Abstieg, denn nicht die Arbeiter, sondern die unteren und mittleren Angestellten sind die in der DDR am schlechtesten Bezahlten, besonderes wenn es sich um Un- und Angelernte im Büro handelt. Aber auch der Abteilungsleiter einer Buchhaltung muß schon lange in seiner Stellung gewesen sein, wenn er sich Hoffnung machen will, mit einem qualifizierten Schichtarbeiter im Einkommen gleichzuziehen. Außerdem mußten die Angestellten im Verhältnis zu Arbeitern die doppelte Einkommensteuer zahlen und hatten meist auch weniger praktische Möglichkeiten, sich beim Datschenbau und ähnlicher Eigenarbeit mangels käuflicher Materialien und Werkzeuge am Volkseigentum schadlos zu halten.

Daß Arbeitsannehmlichkeit und Einkommen sich beim Aufstieg aus der Arbeiterschaft nicht kumulierten, sondern eher wie kommunizierende Röhren verhielten, ist für das männlich-proletarische Sozialismusverständnis an der Basis der DDR besonders charakteristisch, trug aber zugleich zu sozialpolitischen Härten vor allem gegen Frauen und zu den Entwicklungsblockaden auf dem Arbeitsmarkt bei. Denn die große Mehrheit besonders der unteren Angestellten sind Frauen und deren Löhne sind nur als Familienzuerdienst bemessen, während tatsächlich viele Frauen im Büro gerade in den Nachkriegsjahrzehnten alleinstehend waren oder sogar eine Familie ohne Hauptverdiener unterhielten. Viele, die zu aufsichtsführender Funktion aufstiegen – darunter übrigens auch Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre – machten deshalb alle möglichen Verrenkungen, nicht in eine Angestelltenposition überzuwechseln, sondern ihre angenehmere Tätigkeit mit den materiellen Vorteilen des Arbeiterstatus zu kombinieren. Die Masse der Frauen, die auch in diesen Generationen in der Arbeiterschaft über Un- und Angelernte Funktionen nur selten hinauskamen, hatte dazu aber keine Möglichkeit. Für sie blieb nur die Wahl zwischen den zugleich unangenehmsten und am geringsten entlohnten Jobs entweder in der Produktion oder im Büro, wenn sie nicht die intellektuellen, politischen und familiären Voraussetzungen für ein Studium hatten.

In Tabelle 3 werden wieder die Daten für unsere parteipolitisch engagierten und unsere parteilosen Gesprächspartner gegenübergestellt. Da die Angestellthierarchie weniger eindeutig festgelegt ist, unterscheide ich hier neben 1. An- und Ungelernten Bürokräften und Unterbeamten (z.B. Briefträgern), 2. Gelernten (z.B. kaufmännischen Angestellten) und 3. solchen in aufsichtsführender Funktion (z.B. Büroleiter) und schließlich 4. den höher ausgebildeten (z.B. Fachschule, Ingenieurstudium o.ä.) in technischer oder aufsichtsführender, aber nicht leitender Funktion. Bei dieser und z.T. auch bei der vorgenannten Zwi-

Tab. 3 52 untere und mittlere Angestellte in- und außerhalb der SED

Merkmal	Alle N	SED 14 (9w)		Parteilos 33 (21w)		Blockpartei 5 (3w)	
<i>Politische Herkunft</i>							
Linke		5		6		–	
davon: KP		2		1		–	
SP		3		5		–	
P links		6		6		–	
Summe (links)	23	11		12		–	
NS		1 + 3 HJ		11 + 6HJ		2 + 2HJ	
P ns Herkunft o. NSDAP		–		7			
Summe (NS)	28	3		22		3	
<i>Beruf des Vaters und eigener Beruf</i>							
		Vater	eig. Ber.	Vater	eig. Ber.	Vater	eig. Ber.
Selbständig	15	3	–	10	–	2	–
Beamter	7	–	–	7	–	–	–
Arbeiter	26	8	–	16	–	2	–
Unt. u. mittl. Angestellte	4	1	14	2	33	1	5
<i>Geschlecht</i>							
		w	m	w	m	w	m
Unt. u. mittl. Angestellte		9	5	21	12	3	2
davon:							
Un- o. Angelehrte		2	2	2	–	–	–
Gelernte		4	2	8	4	1	–
mittl. Kader (gel)		–	5	12	4	2	1
mittl. Kader (stud)		–	1	1	1	–	1
allein	16	2	–	12	–	2	
Familie	18	2	–	13	–	3	
<i>Generation</i>							
bis 1917	19	3	2	7	5	2	–
1918-1922	17	1	2	12	2	–	–
1923-1927	5	3	–	1	1	–	–
nach 1928	13	2	1	3	4	1	2

schengruppe der mittleren Kader handelt es sich weitgehend um jene produktionsbezogene Intelligenz, die im westlichen Marxismus der letzten Jahrzehnte als »neue Arbeiterklasse« diskutiert wurde.

Da die unteren und mittleren Angestellten insgesamt eine überwiegend weibliche Gruppe sind und da die Rolle des Partners für deren politisches Engagement oft überwog, füge ich bei selbst Unorganisierten die politischen Bindungen etwaiger Partner (P) hinzu. Außerdem wird in der Rubrik »allein« vermerkt, wenn die Person alleinstehend war oder im Krieg bzw. in der Zeit ihrer Erwerbstätigkeit mindestens einmal oder

auf Dauer ihren Partner durch Tod, Scheidung o.ä. verlor, und in der Rubrik »Familie«, wenn die Person durch die Aufzucht von Kindern, die Pflege von Eltern, kranken Partnern oder anderen Familienangehörigen häuslich über längere Jahre besonders belastet war.

Einige Elemente in diesem Zahlenbild erinnern an die Muster, die sich in der Zusammenstellung der Arbeiter in- und außerhalb der SED abgezeichnet haben, aber es gibt einige deutlich andere Akzente:

Im politischen Bereich war der Organisationsgrad in der SED zwar etwas geringer als in der Arbeiterschaft, durch den Hinzutritt der Blockparteien wurde deren organisatorische Erfassung für das von der SED beherrschte Parteisystem aber insgesamt leicht übertroffen. Die Werte oszillieren aber um ein Drittel, was wie gesagt nicht viel besagen will, und sind sogar zwischen den Geschlechtern entsprechend dem Frauenübergewicht der Gruppe in etwa ausgeglichen. Wir finden auch erneut, daß nur eine Minderheit der SED-Mitglieder aus einer linken Tradition kam und daß es ein vergleichbares linkes Herkunftspotential bei den Parteilosen gibt. Auch ist der Anteil derer, die ihrem Partner in die Partei gefolgt sind, etwas größer, als die Zahl derjenigen aus linker Tradition. Anzumerken aber verdient, daß unter den SED-Mitgliedern sich niemand auf antifaschistischen Widerstand oder Verfolgung im Dritten Reich bezieht, dagegen drei der Parteilosen und zwar durch Emigration, Haft und KZ-Haft bezeugt – drei Jüdinnen, darunter eine Sozialistin und eine Frau eines Kommunisten. Die erste hat Schlimmes mit den Russen nach dem Krieg erlebt, die zweite ist nur wegen der politischen Ideale ihres Mannes, die sie nicht teilte, aber deren Kosten sie mittrug, 1950 nach Deutschland zurückgekehrt.

Auffallend anders als bei den Arbeitern ist jedoch die Gegenprobe und insgesamt die politische Polarisierung in der Gruppe: fast jede Person ist in dieser Schicht selbst, durch ihre Herkunft oder durch ihren Partner in eine politische Lagerbildung verstrickt, die offenbar kaum umgehbar war und zwischen deren Fronten es auch nur ganz wenige Frontenwechsler gab, auch bei den Jungen. Fast die Mehrheit gehört hier – nicht nur von der Herkunft her, sondern auch in der DDR – zum NS-geprägten Lager und damit doppelt so viele wie zum linken (mindestens 22 gegen höchstens 11). Das heißt nicht, daß sie alle etwa in der Nachkriegszeit Nazis geblieben wären, wenn sie es je hinter den Masken ihrer Mitgliedschaften oder den Optionen ihrer Väter oder Partner waren; es heißt nur, daß sie keine andere politische Option erreicht hat, nicht einmal jene der Blockparteien, die besonders als Auffangbecken für kooperationsbereite »Ehemalige« gedient zu haben scheinen. Unter den SED-Mitgliedern sind hier nur ganz wenige, die – durchweg in jungen Jahren – noch der anderen Staats-Partei beigetreten waren oder in der HJ eine Funktion übernommen hatten.

Betrachtet man die Gruppe unter dem Gesichtspunkt der sozialen Mobilität, so werden die Unterschiede zu den Arbeitern noch deutlicher: unter 52 Angestellten sind nur vier Angestelltenkinder. Gewiß muß man dabei in Rechnung stellen, daß die Angestellten die größte Expansionsgruppe des späteren 20. Jahrhunderts in beiden deutschen Gesellschaften waren; dennoch fällt auf, daß die Hälfte aus der Arbeiterschaft kommt und fast ein Drittel aus dem selbständigen Mittelstand ab- oder umgestiegen ist. Das sieht in der SED ganz anders aus: während unter den Parteilosen unteren und

mittleren Angestellten die Mehrheit aus Um- und Absteigern besteht, sind es in der SED wenig mehr als ein Fünftel und sie sind alle Kinder vertriebener Handwerker und Bauern und waren in der HJ oder im BDM überdurchschnittlich aktiv.

Wir treffen hier also wieder auf das schon aus der Arbeiterschaft bekannte Muster einer rigiden Selbstentnazifizierung und Selbstrekrutierung der Partei aus Arbeiterkindern und dessen Öffnung für die Jugend bei einer Ausschöpfung des linken Traditionspotentials von nicht einmal der Hälfte und keinem gelebten antifaschistischen Erfahrungshaushalt. Dem steht bei der Mehrheit der Schichtangehörigen außerhalb der Partei ein im Dritten Reich geprägter Erfahrungshaushalt gegenüber, der sich danach in vielen Fällen mit sozialen Verlusterfahrungen durch Vertreibung, Entnazifizierung und Enteignung paarte.

Blickt man nun auf die berufliche Hierarchie in der Angestelltenschaft und ihre Verteilung auf die Geschlechter und Generationen, so zeigen die älteste und die jüngste Generation eine Art von Normalverteilung. Das in der jüngeren Generation niedrigere Niveau dürfte auf eine verstärkte Tendenz zur akademischen Nachqualifizierung in der Phase des Zugangs zum Studium ohne Abitur durch die Arbeiter- und Bauernfakultäten zurückzuführen sein. Auffällig sind aber die Kumulierungen bei den ohne weitere Schulung aufgestiegenen mittleren Kadern und bei den parteilosen Frauen, die kurz nach dem ersten Weltkrieg geboren sind. Offenbar war hier in den Angestelltenberufen ein Potential an weiblicher Tüchtigkeit, das aber durch seine Distanz zur SED und durch seine Unfähigkeit, sich aus familiären Belastungen für eine weitere Qualifizierung frei zu machen, an den Plafond seiner Möglichkeiten stieß. Das geht einher mit den in dieser Gruppe besonders hohen Anteilen an Alleinstehenden, Partnerverlusten und Belastungen durch familiäre Fürsorge. Unter den Mitgliedern der SED hingegen bleiben solche bürokratischen Feldwebelposten bei unseren Befragten durchweg verheirateten Männern vorbehalten, während die Genossinnen meist entweder nicht so weit kamen oder lieber gleich für ein Studium gewonnen wurden, um die niedrige Frauenquote auf der Leitungsebene anzuheben. Jedenfalls erscheint die merkwürdige Geschlechtsproportion im mittleren Kaderbereich – Mehrheit weiblicher Parteiloser und männlicher Genossen – erneut auf die Folgewirkungen des Faschismus und des Krieges zu verweisen.

Betrachtet man die 28 mittleren Kader im einzelnen, so bilden sich mehrheitlich geschlechtsspezifische Verlaufsmuster heraus. Bei den Männern kann man die Belastung durch einen NS-Hintergrund als Karrierebremse auf dieser mittleren Ebene erkennen: von 13 waren vier Mitglieder der NSDAP, einer war in der Waffen-SS, vier jüngere hatten Nazis zu Vätern, davon einer einen Berufsfunktionär, und von diesen vier waren wiederum zwei begeisterte HJ-Unterführer und ein dritter arbeitete bei einer NS-Parteizeitung. Demgegenüber gibt es nur bei vier Personen in dieser Gruppe keine Hinweise auf einen NS-Hintergrund: einen sozialdemokratischen Lehrmeister, der passiv in der SED blieb; einen Verwaltungsleiter in einer Klinik, der nach dem Krieg für die SED aktiv war und nichts über seine Vergangenheit sagte; einen Einsatzleiter, der wegen Wachstumsstörungen in seiner Jugendzeit im Dritten Reich zwangssterilisiert worden war und unpolitisch blieb, und einen streng katholischen Hauptbuchhalter.

Von fünf Mitgliedern der SED stellten sich uns zwei als deren Anhänger dar. Die Übergänge aus dem Dritten Reich werden in ihrer Systemlosigkeit noch deutlicher, wenn man die parteilosen mittleren Kader mit NS-Hintergrund hinzunimmt: von fünf Mitgliedern der NSDAP bzw. der Waffen-SS haben zwei in der Nachkriegszeit ihr NS-Engagement verschwiegen und sind auch nicht entnazifiziert worden. Ein dritter wurde auch nicht entnazifiziert, aber es wurde ihm von 1947 bis 50, als ohnehin keine Einkommen stiegen, ein Gehaltsstopp auferlegt. Diese drei sind die in der beruflichen Karriere unter den mittleren Kadern unserer Befragung erfolgreichsten: ein Abteilungsleiter im kaufmännischen und zwei Gruppenleiter im technischen Bereich von Großbetrieben.

Auf der anderen Seite wurde ein keineswegs leitender Chemiker in der Rüstungsindustrie und ein (ehemals sozialdemokratischer) Kommunalbeamter des gehobenen Dienstes in einer kleinen Gemeinde, die beide einfache Pgs gewesen waren, drakonisch bestraft. Der eine saß nach 1945 mehrere Jahre in dem zum sowjetischen Internierungslager umfunktionierten KZ Buchenwald und wurde danach wieder im selben (nunmehr sowjetischen) Betrieb als Chemiker angestellt, ohne allerdings jemals befördert zu werden. Der andere verlor seine Stelle auf dem Rathaus, als er aus der Kriegsgefangenschaft zurückkam und mußte auf den Bau.

Das Muster, das uns durch diese Systemlosigkeit entgegentritt, deutet auf den Primat des beruflichen Erfolgs in den Zwischenschichten, dessen Schatten, der politische Opportunismus, vor 1945 zu verbreiteten nationalsozialistischen Engagements führte. Nach 1945 wiederholte sich das in Teilen durch Verschweigen oder erneuten politischen Tribut in Teilen der Gruppe, während andere Teile, die mit bürokratischer Zufälligkeit erfaßt worden waren, mit drakonischen Langzeitfolgen bestraft wurden. Mit der politischen Einstellung der Betroffenen vor oder nach 1945 hatte das nichts zu tun, wohl aber mit der zufälligen Erfäßbarkeit der Fälle.

Zwar grenzte sich die SED gegenüber notorischen NSDAP-Mitgliedern ab, aber wenn ihre Einstellung nicht bekannt war, stand weder ihrer Mitgliedschaft in der Partei noch ihrer auf die Mittelschicht begrenzten Karriere etwas im Wege.

Bei den Frauen, von denen keine in der SED und nur eine in einer Blockpartei organisiert war, gibt es diesen direkten Rückbezug auf den Nationalsozialismus nur im Ausnahmefall – eine Lehrerstochter und spätere Bibliothekarin war 1944, während sie als Hauswirtschafterin bei der Truppenbetreuung arbeitete, in die NSDAP eingetreten und hatte schon vorher der NS-Frauenschaft angehört – und auch als Jugendliche war politisches Engagement seltener: nur zwei scheinen als Mädchen mit Begeisterung im BDM gewesen zu sein und eine machte bei einer NS-Zeitung eine Bürolehre. Deutlicher ist ein indirekter Bezug durch den Vater oder den Partner, denn bei mindestens der Hälfte waren diese nationalsozialistisch engagiert oder doch organisiert. In der Regel wurde dies im Interview erst durch Geschichten über den Verlust dieser Person oder der mit ihr verbundenen Hoffnungen deutlich.

Die politische Vergangenheit, die einen Schatten über das Leben solcher Frauen warf, ist nur selten eine eigene. Ihre berufliche Anstrengung beginnt im Nichts und will diesen Schatten hinter sich lassen; meist dient sie einer Familie, die zugleich die

Reichweite ihrer Karriere begrenzt. Fünf von 14 Frauen haben in den 40er Jahren Kinder, Eltern und/oder ihren Partner (allein vier) verloren, zwei blieben unverheiratet, eine war im KZ, eine in Haft und dann im Exil, neun hatten durch Kriegs- oder politische Einwirkung fast alle Habe verloren, fünf waren Flüchtlinge aus dem Osten bzw. aus dem Sudetenland und alle hatten die Flucht auch persönlich erlebt, davon zwei mit kleinen Kindern und eine mit pflegebedürftigen Eltern, vier heirateten zwischen 1945 und 50 NS-belastete Männer, deren beruflichem Fortkommen enge Grenzen gesetzt waren, vier hatten einen Partner, der in der Nachkriegszeit längere Zeit schwer krank war, eine führte einem kranken Bruder den Haushalt und mindestens sechs versorgten ihre Eltern.

Eine größere Lawine von Lasten ist in einer hinsichtlich der sozialen, ethnischen und politischen Herkunft gemischten Gruppe schwer vorstellbar. Ihr beruflicher Erfolg wurde meistens durch keine entsprechende Ausbildung in jungen Jahren vorbereitet, sondern durch learning by doing oder durch nebenberufliche Nachqualifizierungen im mittleren Lebensalter sozusagen neben dem Beruf des Privaten erkämpft.

Für zehn der hier betrachteten 14 Frauen war die Qualifikation aus der unteren Angestelltenschaft heraus die Kompensation eines Abstiegs: vier waren Töchter von Kaufleuten, eine war Bauerntochter, eine hatte einen selbständigen Schiffer zum Vater, zwei mittlere Beamte und je eine einen Lehrer und einen Zahnarzt. Und auch die vier, deren Väter Arbeiter waren, waren bereits aus ihrer Herkunftsklasse herausgetreten, bevor sie im Beruf begannen: drei durch ihren Partner (Lehrer, Journalist, Bäcker), den sie mehrheitlich zuvor verloren hatten, und eine (Tochter eines kommunistischen Meisters) durch eine Karriere als Luftwaffenhelferin, die sie bis zum Offiziersrang geführt hatte. Das Rollenvorbild ihrer Mütter – fast durchweg Hausfrauen oder mithelfende Familienangehörige – war durch den Wegfall oder die prekäre Situation eines hauptverdienenden Partners verbaut.

Auffällig und für unseren Zusammenhang interessant ist, daß diese doppelte Kraftanstrengung in Distanz zur Politik erfolgte und auch keine der Frauen sich mit politischen Mitteln ihre Position erwarb oder sicherte. Allerdings hatte auch keine eine Machtposition inne, wie sie bei den männlichen mittleren Kadern (wie Verwaltungsleiter, Gruppenleiter, Schichtleiter oder Lehrmeister) in der Regel mit politischer Organisation verbunden waren.

## **Halbleiter**

Die dritte Gruppe, die wir in- und außerhalb der SED vergleichen wollen, sind die basisnahen Leitungskader. Das war eine Schicht, die vor Ort die Dinge regelte, allgemeine Weisungen in konkrete Entscheidungen umsetzte, Konflikte zwischen oben und unten vermittelte und die sachlichen Erfordernisse und Gegebenheiten aufeinander zu beziehen versuchte. Diese Schicht nahm an der Macht teil und repräsentierte sie gegenüber den Arbeitern und Angestellten.

Aber ihre Macht war nur teilweise von derjenigen abgeleitet, die aus den Gewehrläu-

fen oder aus der Zustimmung der Regierten kommt; vielmehr war sie in der Regel auch durch spezielle Qualifikationen erworben. Formell fielen in diesen Bereich auch eine Reihe von Wahlfunktionen; in der Sache spielte das aber nie eine Rolle, da alle Wahlen in exekutiven Personalvorentscheidungen vorbereitet wurden. Nicht ein einziges Mal wurde uns von einer Wahl berichtet, die nicht höheren Orts bereits vorentschieden war oder die nicht geklappt hätte. In der Regel ist deshalb auch von solchen Wahlen gar nicht die Rede, sondern die Übernahme einer neuen Funktion wird im lebensgeschichtlichen Bericht meist mit den Worten eingeleitet: »Und auf einmal hieß es...« oder »und dann wurde ich angesprochen« (und zwar immer von einem Vorgesetzten).

Wir können also die grundsätzlich exekutive Struktur dieses Bereichs unterstellen, sollten dabei aber nicht vergessen, daß zur Leitung zumindest eine gewisse Willigkeit der Geleiteten gehört. Da man diese aber weder voraussetzen noch die meisten Geleiteten an der Basis mit einem etwaigen Entzug von Privilegien unter Druck setzen kann, ist der Job der verantwortlichen Vermittlung aufreibend. Mehr als ein Drittel unserer Gesprächspartner auf dieser Ebene berichteten von schweren Krankheiten oder hatten sich vorzeitig invalidisieren lassen müssen; andere waren gegen Ende ihres Erwerbslebens freiwillig auf einen einfacheren Job im mittleren Kaderbereich zurückgegangen.

Auf der anderen Seite begann die Willigkeit der Geleiteten in den Leitungen selbst. Niemand mußte in die Partei; wenn er oder sie diesen Schritt trotz Reserven vollzog, so hatten andere Ziele diese überwunden. Waren sie einmal drin, wurde das Regime härter. Viele berichten von Parteiaufträgen, mit denen sie zu irgendwelchen Aufgaben – und sei es zum eigenen Aufstieg – delegiert wurden, die sie sich nie und nimmer selbst ausgesucht hätten oder die ihr Privatleben stark behinderten. Einmal fixierte Parteiaufträge abzulehnen, war aber gegen den Comment; in harten Konfliktfällen drohte der Ausschluß und damit der sog. »Absturz in die herrschende Klasse«, d.h. die Verbannung in die Produktion oder die Aufrollung vergangener und bisher unter den Teppich gekehrter Sünden, die nach Selbstkritik oder Erkenntnissen von Kontrollorganen in der Kaderakte schlummerten. Wollte man ohne Parteizugehörigkeit eine Leitungstätigkeit erreichen, so mußte man den Mund halten und beruflich wesentlich mehr als irgendein vergleichbarer Parteigenosse bringen können. Eine Hilfsmöglichkeit bestand in vielen technischen und kaufmännischen Leitungsfunktionen auch im Eintritt in eine Blockpartei. Man mußte dann in Kauf nehmen, daß man es nie zu einer wirklichen Spitzenposition würde bringen können, aber man hatte dann in der Regel auch auf verantwortlichen Posten seine Ruhe und mußte weder Vorbild sein noch Parteiaufträgen gehorchen. Wenn man aus einer höheren sozialen Schicht stammte, ideologisch immer »noch nicht soweit« war oder in der Kaderakte stehen hatte, daß man als Erwachsener in der NSDAP oder in einem ihrer Kampfverbände Mitglied gewesen war, war dies sowieso der angezeigte Weg.

Wir haben mit 38 Angehörigen dieser Schicht gesprochen, 24 Männern und 14 Frauen, die zwischen 1906 und 1935 geboren sind. 31 waren in der SED, zwei in einer Blockpartei, fünf parteilos. Ich nenne sie »Halbleiter«.

Tab. 4 Soziale Herkunft, Ausbildung und Funktion von 38 örtl. Leitungskadern in- und außerhalb der SED

Merkmal	Alle (SED)		Geboren			
			bis 1917	1918-1922	1923-1927	seit 1928
Alle	38	(31)	6	11	9	13
davon: w	14	(11)	1	13	3	7
davon: m	24	(20)	5	18	6	6
<i>Beruf des Vaters</i>						
Höh. Beamter	2	(-)				
Selbständig	5	(4)	1	11	3	6
u./m. Angest.	4	(4)				
Arbeiter	27	(23)	5	10	6	7
davon: ungel.	12	(12)				
<i>Qualifizierung</i>						
Lehrabschluß	31	(26)	4	18	8	11
Meister	19	(9)	1	11	4	3
Studium						
abgeschl.	21	(16)	2	16	6	7
Teilstud.	3	(3)	-	12	-	1
auch Partei	4	(4)	1	11	-	2
Höhere Schule	11	(5)	1	13	2	5
Nachqualifikation	21	(18)	1	16	7	7
<i>Leitungsfunktion (längste)</i>						
Techn./Oek.	14	(10)	1	13	6	4
Pers./Soz./Prop.	13	(10)	2	13	2	6
FDGB-BGL	15	(5)	1	11	1	2
SED-BPL	16	(6)	2	13	-	1

Schon unsere bisherigen Untersuchungen haben gezeigt, daß das Reservoir an Kommunisten aus altem Schrot und Korn an der Basis der DDR – jedenfalls in den seit den 60er Jahren tragenden Generationen – äußerst gering war, mithin auch eine gleichsam selbstverständliche Widerstandslosigkeit in der Übermittlung der Impulse der Führung nach unten und im Idealfall, wie es die Parteidoktrin vorsieht, auch in umgekehrter Richtung. Wir haben auf der Ebene der 38 Leitungskader überhaupt nur einen einzigen alten Kommunisten – und auch den nur nach erheblicher Sucherei – getroffen; er war jedoch seit seiner Verhaftung 1934, als er ein junger Facharbeiter war, nie mehr in der Industrie tätig. Sein Senkrechtstart als Kommunist und NS-Opfer nach 1945 in hohe und höchste politische Funktionen war freilich schon unter Ulbricht 1953 durch seinen Sturz aus der Parteileitung beendet worden. Immerhin blieb er auch danach

noch auf Bezirksebene Kulturfunktionär und stieg als ML-Lehrer zum Professor auf. Unter unseren Gesprächspartnern in den Werken stammten aber immerhin vier aus einer durch keine NS-Mitgliedschaften unterbrochenen sozialdemokratischen Tradition. Einer war schon 1924 eingetreten. Zwei jüngere kamen 1945 dazu, einer davon – wie auch eine 1953 in die SED eingetretene Funktionärin – Kind eines Arbeiters und SPD-Funktionärs. Der Erstgenannte war aber schon 1950 aus der Parteileitung seines Werkes in die Hausmeisterrolle der Parteischule abgestürzt und die letzte ist nie weiter als in die Redaktionsstube der Betriebszeitung gelangt; sie war alleinstehend und hatte ihre Mutter zu versorgen. Die beiden mittleren aber, Schlosser von Hause aus, wurden Ingenieure und stiegen zum technischen Abteilungsleiter eines großen Kombinats bzw. zum Technischen Direktor eines mittleren auf.

Zunächst soll diese führende Gruppe von 38 Personen im Ganzen umrissen und nach einigen sozialen Merkmalen aufgeschlüsselt werden. Sie bestand wie gesagt zu über 3/4 aus SED-Mitgliedern und in den meisten Fällen auch -Funktionären.

Die Männer stellten zwar 2/3 der Leitungskader, aber dieser Durchschnitt verbirgt, daß ihr Übergewicht traditionell noch viel größer war und daß sich erst seit der FDJ-Generation die Frauen stärker eingeschaltet haben. Das ging einher mit dem Ausbau der Bereiche »Kultur & Soziales« in den Kombinaten, die teilweise von der Gewerkschaft und teilweise von eigenen Direktoraten organisiert wurden. Wir haben auch die Kaderleitungen und die Propagandafunktionäre, die meist organisatorisch bei den Parteileitungen ressortierten, dieser Kategorie der Personalfürsorge zugeschlagen; beides sind übrigens auch häufig von Frauen versehene Aufgaben. Da sich die Betriebsgewerkschaften im wesentlichen mit sozialer Betreuung beschäftigten, ist auch hier die Repräsentation integrationswürdiger Gruppen, die in der Machtelite nicht gerne gesehen wurden, wie Frauen, ehemalige Sozialdemokraten oder ehemalige Nationalsozialisten größer. Mit wenigen Ausnahmen sind hingegen die technisch-ökonomischen und die parteilichen Leitungskader, soweit sie etwas zu sagen haben, männliche Reservate.

Blickt man auf die soziale Herkunft der hier betrachteten Leitungskader und auf ihre Qualifizierung, so sind die Spuren der sozio-kulturellen Revolution in der frühen DDR unübersehbar. In unseren beiden älteren Erfahrungskohorten wurde das Bürgertum, das im ersten Nachkriegsjahrzehnt, soweit es nicht aus dem Gebiet der SBZ/DDR emigriert war, im Status nachrangiger Spezialisten benutzt worden war, fast vollständig aus der Führung verdrängt. An 3/4 seiner Stellen wurden Arbeiterkinder gesetzt, die in aller Regel auch selbst Arbeiter gewesen waren, ausgewiesen durch einen Lehr- und in einem Drittel der Fälle auch durch einen Meisterabschluß. In der Mehrheit der Fälle war berufliche Qualifikation bereits Tradition in der Familie, aber immerhin ein Viertel der Leitungskader stammen von Tagelöhnern, Landarbeitern und anderen Ungelernten ab und sie alle verdanken ihren (auch in modernen Gesellschaften in einer Generation sehr selten) Aufstieg der SED. Auffallend gering war das klassische Aufstiegsreservoir aus der Angestellten- und unteren Beamtenschaft, die – wie wir bereits gesehen haben – durch nationalsozialistische Belastung und Familienverpflichtungen im Korps der mittleren Kader festgehalten wurden. In der HJ/

FDJ-Generation wurden hingegen die Schleusen für die Kinder aus den Mittelschichten wieder geöffnet. Hier startete ein Drittel bereits im Dritten Reich ein Drittel mit dem Besuch einer höheren Schule in die Nachkriegskarriere.

Um die Qualifikationslücken zu schließen, mußte sich über die Hälfte für die für sie vorgesehenen Funktionen nachqualifizieren, meist durch ein Studium. Für die DDR der 50er und 60er Jahre besonders charakteristisch, wurde es meist im vierten und z.T. sogar fünften Lebensjahrzehnt absolviert, oft nebenberuflich, in Kurzform oder in einer Kombination von Fernstudien und Präsenzphasen, für die man vom Betrieb freigestellt und in Internaten zusammengefaßt wurde. Keiner der hier betrachteten Aufsteiger in der industriellen Praxis hat ein natur- oder gar geisteswissenschaftliches Grundlagenfach bis zur Forschungsreife studiert. Die einzigen beiden promovierten Naturwissenschaftler in unserer Gruppe waren parteilose Bürgersöhne aus liberalem bzw. deutschnationalen Hause, beide haben noch ein Abitur alter Art gemacht und wurden Forschungsdirektor bzw. Betriebsleiter in großen Kombinat und verdienten von allen hier Betrachteten am meisten. Der erste ist der Älteste und der zweite der zweitjüngste unserer Untersuchungsgruppe – vielleicht ein Hinweis auf die Grenzen der Nachqualifikation in der älteren Generation. Erst die in der DDR aufgewachsenen Generationen dürften auch bei Herkunft aus der Arbeiterschaft den langen Atem gewonnen haben, der für einen Qualifikationsgang bis zur konkurrenzfähigen Forschungsreife nötig war.

Die Politik, aus der Arbeiterschaft neue breite Eliten zu rekrutieren, war nicht ein Propagandagespinnst, sondern ihre Wirksamkeit wird aus unseren Daten evident. Ja, man könnte sagen, daß sie in den 50er bis 70er Jahren das sozialgeschichtliche Rückrat der Lebensfähigkeit der DDR war. Sie schuf eine breite loyale Führungsschicht, die in ihrem eigenen Leben – vor allem im Vergleich mit dem sozialen Schicksal ihrer Eltern – die soziale Entfesselung der Arbeiterschaft durch die neue Ordnung als Entbindung ihrer eigenen Kräfte, als Wissens- und Gestaltungszuwachs und als einen in seiner Klassentypik sonst unbekanntem sozialen Massenaufstieg durch kollektive Organisation und individuelle Leistung erfahren hatte. Die breite Führungsschicht insbesondere der FDJ-Generation war gegen die Kritik am Autoritarismus, an der verlogenen Entwicklungsperspektive und am Privilegienwesen spätstalinistischer Verhältnisse weitgehend durch ihre eigene Lebenserfahrung immunisiert: andere als autoritäre gesellschaftliche Verhältnisse hatten sie nie kennengelernt, das Beispiel ihres eigenen Aufstiegs beglaubigte ihnen die Perspektive des Arbeiter- und Bauernstaates und über den Vorwurf einer feudalen Privilegienwirtschaft, deren Umfang an der Spitze für die meisten erst im Untergang des Regimes überschaubar wurde, konnten die meisten basisnahen Leitungskader angesichts ihrer eigenen Lebensverhältnisse in der Provinz nur lachen.

Sie hatten vielleicht ein Auto etwas früher bekommen, ihre Wohnung hatte vielleicht ein Zimmer mehr als die des Arbeiters eine Treppe höher, sie konnten vielleicht westliche Fachliteratur beziehen oder leichter an östliche Ferienreisen kommen.

Die Unterschiede zwischen den Lebensverhältnissen der Arbeiter und der Kader vor Ort waren in der Provinz für einen westlichen Betrachter erstaunlich gering; vermut-

lich war hier der Gleichheitsgrundsatz mehr als irgendwo sonst in Europa durchgesetzt. Angesichts der beengten Verhältnisse und der forcierten Gleichheitspropaganda des Regimes mochten diese gleichwohl bestehenden Unterschiede – oder die Vorteile, die man unterstellte – bei den östlichen Zeitgenossen dennoch Neid erwecken. Jedenfalls waren sie nicht ausreichend, um nachfolgende Generationen in der DDR, die mit dem Aufstieg in eine Leitungstätigkeit nicht mehr die Ersterfahrung des Ausbruchs aus dem Arbeiterschicksal, sondern vor allem das Mißverhältnis zwischen dem Zuwachs an Streß und dem an Vorteilen verbanden, dazu zu verlocken, noch einmal die Kommandohöhen zu erobern. Überall klagten die Kader über den Mangel an Nachwuchs und an Ehrgeiz. »Es ist doch ungesund«, sagte uns ein Ingenieur und Betriebsleiter, ehemaliger Schlosser und SED-Funktionär, »daß hier niemand an meinem Stuhl sägt.«

Die Revolution der Leistungseliten hatte aber auch noch andere Kosten. Zunächst kann man nicht übersehen, daß sie eine volkswirtschaftliche Verschwendung war. Das gilt nicht etwa nur für das bereits spezialisierte oder vorqualifizierte Leistungspotential, das die Politik der frühen DDR über die Grenze nach Westen trieb. Auch wenn man die nach dem Mauerbau Verbliebenen nimmt, dürften mehr Vorqualifikationen brachliegen geblieben sein, als durch die Politik der Nachqualifikation erschlossen werden konnten. Allein unter unseren ca. 150 Befragten hatten z.B. 33 eine höhere Schule besucht. Davon waren aber – neben 7 in kirchlichen Diensten – nur 11 entsprechend ihrem Bildungsstand eingesetzt oder durch ein Studium (immerhin acht) weiterqualifiziert worden. Die andere Hälfte des Bildungspotentials von 16, die eine höhere Schule und in zwei Fällen auch vor 1945 eine Hochschule besucht hatten, war weder durch ein Studium weiterqualifiziert worden noch in einem Beruf tätig, der den Besuch einer höheren Schule erfordert hätte. Allenfalls in der Hälfte der Fälle mochte es dabei durch irgendeine – und sei es (mehrheitlich) durch Eltern oder Partner, also sozusagen durch Sippenhaftung gegebene – NS-Belastung einen politischen Hinderungsgrund für die Mobilisierung dieser Bildungsreserven gegeben haben. Unter den Leitungskadern hatten aber 27 keine höhere Schule besucht. 20 von ihnen haben sich zwischen einem und 16 Jahren (im Durchschnitt acht Jahre lang) nachqualifiziert und zwar 12 durch ein Studium. Bis auf zwei waren alle SED-Mitglieder.

Der zweite Nachteil dieser Politik lag in der Natur der Nachqualifikation selbst. Sie dauerte für die Leistungserfordernisse zu kurz und für die Betroffenen und ihre PartnerInnen, die in der Regel daneben in mittleren Jahren einen Beruf ausübten und eine Familie betreuten, zu lang. Nur wenige haben unter diesen Bedingungen eine theoretische Ausbildung erworben, die über die Vermittlung von technischen und ideologischen Handreichungen hinausreichte und zur Selbständigkeit in neuen Situationen qualifizierte; dieses Defizit mußte durch den Rückgriff aufs handwerkliche Improvisieren ausgeglichen werden. Insbesondere blieben die Absolventen aber auf das schlichte Weltbild der SED-Führung und die Informationsverarbeitung durch ihre Apparate angewiesen und das erlaubte ihnen wenig Kreativität, sei es für die Gestaltung der menschlichen Beziehungen in der Produktion, sei es in deren Orientierung auf erfolversprechende Märkte jenseits der Planvorgaben. Als Erfahrung war die

Phase der Nachqualifikation für die Betroffenen ambivalent: auf der einen Seite war sie eine Chance, den eigenen Horizont zu erweitern und sich Elemente eines wissenschaftlichen Rüstzeugs zu erwerben; auf der anderen Seite war sie wie ein Tunnel, in den sie aus ihrem Kollegenkreis und ihrem Privatleben eintraten und der sie nach einer langen Strecke der sozialen Isolation und eines überfordernden Zeitregimes, das sie meist keineswegs als Studentenleben oder akademische Freiheit, sondern als eine Phase »der Schulbank« erinnern und deren Härte sie auf ihre mangelnden schulischen Voraussetzungen zurückbeziehen, in eine andere Rolle entließ.

In dieser neuen Rolle standen sie zwischen den Mülsteinen, vor allem wenn sie im technisch-ökonomischen Bereich tätig waren: auf der einen Seite hatten sie nun den Plan zu exekutieren, d.h. seine Erfüllung durchzusetzen, und dabei saß ihnen nicht nur ihr Chef und das vorgeordnete Ministerium, sondern auch die eigene Partei im Betrieb als Kontrollinstrument im Nacken. Auf der anderen Seite waren sie – und das reduzierte ihre Möglichkeiten, die Beschäftigten zu motivieren oder zu disziplinieren – mit den vormaligen Kollegen an der Werkbank noch immer per Du, sie wohnten zwischen ihnen und sie repräsentierten die Elite einer Bewegung, die sich dem Wohlergehen und dem materiellen Fortschritt der Arbeiter verschrieben hatte. Der aber hing von der Übererfüllung der Pläne ab, während diese Übererfüllung nur selten primär von den ehemaligen Kollegen und auch kaum von technischen Neuerungen abhing, die sie vielleicht hätten einbringen können.

Es hing vielmehr in der Hauptsache von Faktoren ab, die außerhalb ihrer Reichweite waren und die traditionelle Schwachstelle planwirtschaftlicher Systeme sind, nämlich von der Belieferung mit Rohstoffen, Zwischenprodukten und maschineller Ausrüstung. Nun hieß es zunächst, sich etwas einfallen zu lassen, was bei schlechter Ausbildung gar nicht so leicht ist und die DDR-Industrie mit einer Flut handgestrickter Improvisationen überzog, und wenn das nicht half, die Regeln zu verletzen, sei es die Regeln der Kollegialität, und den Kollegen die Planrückstände wider besseres Wissen vorzuwerfen, oder die Regeln der Planbürokratie, und eher durch Bitten und Flehen oder durch illegale Kompensationsgeschäfte als durch regelrechte zwischenbetriebliche Verhandlungen jene Zulieferungen doch noch und zur rechten Zeit zu erwirken, welche die Partner aus den nämlichen Gründen nicht zu leisten vermochten. Ich haben schon erwähnt, daß der Krankenstand auf den Kommandohöhen am höchsten war und daß viele der Aufsteiger nach einiger Zeit vieles darum gaben, wieder etwas absteigen zu dürfen – wenn auch nicht allzutief und nach Möglichkeit ohne Einkommens- und Prestigeeinbuße.

Zu dieser Art struktureller und qualifikatorischer Defizite trat bei den meisten »Halbleitern« noch ein biografisch-politisches Problem hinzu, das ihre Leitungsfähigkeit begrenzte. Die meisten stammten nämlich keineswegs aus den politischen Elementen, für die sie im Namen ihrer Partei einzustehen hatten, sondern aus für diese problematischen Verbindungen. Für die SED fiel die antifaschistisch-demokratische Säuberung mit der Sozialrevolution zusammen; an die Stelle der Nazis, aber auch der staatlichen Funktionsträger, die sie als Lakeien des Imperialismus einschätzte, und des Bürgertums wollte sie die Kräfte der Arbeiterklasse setzen. Diese Konzeption

jedoch scheiterte an zwei Faktoren. Erstens, daß der Faschismus sich nicht in Klassenkategorien auflösen ließ, jedenfalls dann nicht, wenn diese nicht nur theoretische Orientierungslinien abgeben sollten, sondern bis in einzelne Personalentscheidungen hinein konkretisiert und exekutiert werden mußten. Und zweitens, daß die tonangebenden Kommunisten auch der Arbeiterklasse, in der sie immer eine Minderheit gewesen waren und nach dem Faschismus nur noch eine sehr kleine Minderheit repräsentierten, keineswegs trauten, sondern im selben Zug deren politische Mehrheit ausmanövrieren wollten, wie sie das schon mit der Gründung der SED versucht hatten. Die Nachqualifizierungspolitik mußte also zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: einerseits sollte sie die Posten der verdrängten Nazis, Bürgerlichen und Beamten füllen und andererseits sollte dies nicht dazu führen, daß dadurch die Kaderfunktionen der sozialdemokratischen Mehrheit der Basiseliten der Arbeiterklasse in die Hand fielen. Für das letztere gab es sogar einen technischen Grund, denn die alten Sozialdemokraten waren alt und deshalb nur in Ausnahmefällen zu jener technisch-wissenschaftlichen Nachqualifizierung fähig, die der Ersatz der gesellschaftlichen Funktionsebenen erforderte. Die kommunistischen Führer der SED, deren geringes Potential und ebenso fortgeschrittenes Alter ihre Konzentration auf höhere Leitungen angeraten sein ließ, schlossen deshalb zur Auffüllung der basisnahen Leitungskader ein Bündnis mit den Unpolitischen und der Jugend, der man ihre Organisation in der Zwangsorganisation der HJ ja moralisch nicht vorwerfen konnte und die man um der Zukunft willen für die neue Ordnung gewinnen mußte. Das Ausmaß dieses Bündnisses und das Dilemma, in das diese Politik führte, zeigt die Aufschlüsselung der politischen Herkunft unserer befragten »Halbleiter«.

Die ersten Zahlen zeigen, wie gering das verwendungs- oder qualifizierungsfähige Potential der so eingeschränkten Arbeiterbewegung für den Austausch der Funktionsebenen war. Nicht einmal ein Sechstel der Leitungskader kamen aus einer ungebrochenen Tradition der Linken, wobei neben eigenen Mitgliedschaften auch diejenige von Vätern gezählt, also weite Maßstäbe angelegt wurden. Die Mehrheit derer aus »linker« Herkunft kannte diese nur als elterliche Tradition, waren aber in ihrer eigenen Sozialisation durch den NS geprägt worden. Nicht-nationalsozialistische bürgerliche Traditionen fanden in dieser Gruppe kaum und dann nur über die HJ vermittelt ihren Weg in die SED und auch nur in beschränktem Umfang in die Leitungskader aus den Blockparteien und den Parteilosen. Auf der anderen Seite war der Anteil an ehemaligen Nazis oder deren Kindern in den SED-Kadern mit noch nicht einmal einem Zwölftel verschwindend, zumal es sich dabei um ganz Junge aus NS-Familien oder um solche handelt, die ihre NSDAP-Mitgliedschaft ihrer Partei erfolgreich verschwiegen hatten. Jedoch bilden diejenigen, die vor der SED mit keiner anderen politischen Prägung als der in der NS-Jugend in Berührung gekommen waren, mit über einem Viertel die größte Teilgruppe überhaupt. Nimmt man noch diejenigen hinzu, die auch in der HJ gewesen waren, aber wenigstens über das Elternhaus noch mit einer anderen politischen Tradition in Berührung gekommen waren, so wächst das faschistisch mitgeprägte Potential der Leitungskader auf über 3/4 an. Und innerhalb der SED ist es noch etwas ausgeprägter als bei den anders oder un-organisierten »Halb-

Tabelle 5:

Politische Herkunft von 38 örtlichen Leitungskadern in- und außerhalb der SED

Merkmal	Summe	Alle		SED		Andere	
		Org.	HJ	Org.	HJ	Org.	HJ
<b>Politische Herkunft</b>							
nur kommunistisch		1		1		–	
kommunistisch + HJ			3		3		–
nur sozialdemokratisch		4		4		–	
sozialdemokratisch + HJ		5		5		–	
allg. sozialistisch		1		1		–	
Summe »Linke«	14	6	8	6	8	–	–
<b>christlich</b>							
nur christlich		–		–		–	
christlich + HJ			4		3		1
nur liberal		1		–		1	
konserv. + HJ			2		–		2
Summe »bürgerlich«	7	1	6	–	3	1	3
<b>nationalsozialist.</b>							
nur HJ		6	10	3	10	3	–
summe »NS«	30	6	24	3	21	3	3
keine Angabe	2	1		1		–	
Summe gesamt	38	14	24	10	21	4	3

leitern«. Damit soll beileibe nicht gesagt sein, daß die SED zu 3/4 Nazis in höhere Funktionen gebracht hätte, wohl aber, daß es sich bei denen, die sie aus eigener Herkunft und Vorprägung an der Basis und in den Werken repräsentieren konnten, um eine kleine Minderheit handelte und daß die überwältigende Mehrheit auf keine ungebrochene politische Tradition zurückblicken konnte, sondern nur auf ein politisches Scheitern.

### Politische Generationensymbiose

Daraus ist die – wie sich jetzt im Rückblick zeigt – für die Führungsschicht der DDR charakteristische und offenbar nicht überwindbare politische Generationensymbiose entstanden. Sie hat den Aufbau des »real existierenden Sozialismus« in der DDR ermöglicht und – marxistisch gesprochen – die Entfesselung der Produktivkräfte aus dem Regime der verlängerten antifaschistischen Erziehungsdiktatur verhindert. Auf der einen Seite war in der älteren Generation der politische Erfahrungstransfer über das Dritte Reich hinweg durch eine Vielfalt von Faktoren eng begrenzt, die kei-

neswegs ausschließlich in der Verfolgung durch die Nazis beruhten, sondern – quantitativ gewichtiger – aus dem Herrschaftsanspruch der Stalinisten innerhalb der Linken und aus der taktisch verengten Bündnisstrategie nach dem Krieg erwachsen. Man kann auch keineswegs sagen, daß die Opfer des Dritten Reiches im allgemeinen oder auch nur die unter den Kommunisten in der SBZ/DDR die Macht ergriffen hätten. In den meisten Fällen waren die überlebenden Opfer des Dritten Reiches nämlich keine Kommunisten, und wenn sie Kommunisten oder kooperationsbereite Sozialisten waren, waren sie beim Überleben in Verhältnisse verstrickt worden, die sie nun den aus der Sowjetunion heimgekehrten Führungsfunktionären verdächtig machten – sei es, daß aus den Akten des Dritten Reiches Gründe, warum sie überlebt hatten, herausgelesen werden konnten, sei es, daß sie in die westliche Emigration gegangen waren und mit den dort herrschenden Mächten, die nun die Gegner im Kalten Krieg waren, im Kampf gegen Hitler auf die eine oder andere Weise kooperiert hatten. Nur das Überleben in der Sowjetunion stellte die Angehörigen der alten Linken vor allem derartigen Verdacht frei, aber auch das hatte einen hohen Blutzoll gekostet, waren doch mehr Mitglieder des ZK der alten KPD in der Sowjetunion als in Deutschland ums Leben gekommen. Im Prinzip hieß dies, daß in den außengeleiteten autoritären Führungsstrukturen des Stalinismus das deutsche Führungsreservoir minimal war und daß sich alle, die in zweiter Linie dafür in Frage kamen, ihrer Eignung nicht sicher sein konnten. Um so stärker blieb die Partei auf die Führung durch Altkommunisten, die von den Nazis verfolgt worden waren und entweder in der Sowjetunion überlebt hatten oder nach ihrer Befreiung aus NS-Haft bzw. nach ihrer Rückkehr aus der westlichen Emigration sich den ersteren unterstellt hatten, angewiesen, denn nur solche Personen konnten die beiden zentralen Legitimationsachsen der SED – Antifaschismus und Einordnung in den sowjetischen Block – in sich verbinden und symbolisieren. Es ist für die DDR charakteristisch, daß sich ihre Führungspartei nie aus dieser rückwärtsgewandten und biologisch todgeweihten Legitimation befreien konnte.

Während auch in anderen kommunistischen Regimen die Zentralisierung der Macht und der Mangel an Kontrolle die Vergreisung der obersten politischen Eliten erlaubte, hat es die für die industriell entwickelteren Teile des Ostblocks charakteristischen Öffnungskonflikte wie in der CSSR 1968 oder in Polen seit der Solidarnosc-Bewegung oder die innere Öffnung zum »Goulaschkommunismus« wie in Ungarn unter Kadar in der DDR nicht gegeben. Diese Konflikte sind von denen der 50er Jahre insofern zu unterscheiden, als es in der DDR 1953 und in Ungarn und Polen 1956 um Auseinandersetzungen innerhalb der »antifaschistischen« bzw. stalinistischen Führungsgeneration sowie zwischen dieser und vorkommunistischen Eliten bzw. Massen ging. Seit den 60er Jahren aber ging es zunehmend um die Ablösung dieser Generation insgesamt und ihre Ersetzung durch nachstalinistische Konzepte und Kräfte innerhalb und – wie in Polen – außerhalb der herrschenden Partei. Diese Auseinandersetzung fand in der DDR allenfalls in der Auseinandersetzung mit Intellektuellen statt, obwohl die DDR als das entwickelste Industriepotential des Ostblocks objektiv am meisten durch den bürokratischen Apparat behindert wurde. Das verweist auf die Abwanderung alternativer Elitepotentiale bis 1961 und auf die besonders unterstellungsbereite

Mentalität der verbliebenen jüngeren Führungsschicht der DDR. Insofern muß bei ihr über den Autoritätsfaktor kommunistischer Systeme hinaus ein besonderer deutscher Faktor wirksam geworden sein. Er scheint mir mit dem Hinweis auf deutsche autoritäre Traditionen nur ungenau bezeichnet, wenn diese auch durch die Allgegenwart des in seiner Ausbreitung erst jetzt voll ermeßbaren Sicherheitsapparats ständig bekräftigt wurden. Der entscheidende Faktor scheint mir vielmehr in der sozialbiografischen Spezifität der HJ/FDJ-Generation als der seit den 60er Jahren alles tragenden breiten Führungsschicht der DDR zu liegen.

Stärker als bei älteren, die vor 1933 in anderen politischen Traditionen gestanden oder doch mit ihnen in Berührung gekommen waren, hatte der Nationalsozialismus das Weltbild der HJ-Generation in der Pubertät, in der sich überhaupt erst die Sozialisation in die weitere Gesellschaft vollzieht, mitgeformt und umso persönlicher einprägbarer war die Erfahrung seines Scheiterns. Zugleich hatten NS und Krieg diese Generation ihrem elterlichen Milieu oft entfremdet, sie durch Organisations- und Bewährungsangebote für das Ganze in ihren Generationskonflikten unterstützt und vielen von ihnen frühzeitig und meist in militärischer Formation Machterfahrungen vermittelt. All das brach spätestens 1945 zusammen. Gerade diejenigen, die im Dritten Reich am stärksten mobilisiert und über den Erwartungsrahmen ihrer Klasse hinausgehoben worden waren, verfügten nun über formale Vorqualifikationen und einen Erwartungshorizont, die das Mikromilieu ihrer Arbeiterherkunft überstiegen und sie zugleich auf ein organisiertes Ganzes und ein zugehöriges Weltbild angewiesen machten, in das sie sich aus dem Vakuum des »Zusammenbruchs« bergen konnten. Die strukturellen Anforderungen an ein solches Ganzes und an eine solche Ideologie kann man mit den Begriffen positiv, objektiv, kollektiv, exekutiv, leistungsbetont und kämpferisch beschreiben. Sie beschreiben die Struktur des kommunistischen Angebots in der Phase des Stalinismus. Die Annahme dieses Angebots konnte aber dadurch erschwert werden, daß es den Übertritt auf die Seite des bisherigen Gegners bedeutete. Sie wurde aber dadurch erleichtert, daß diese Seite nun als die historisch gerechtfertigte (»von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen!« war die meist erinnerte Losung unserer Gesprächspartner aus dieser Generation) erschien und moralisch von einer langen Reihe von Märtyrern beglaubigt wurde. In der Verherrlichung dieser siegreichen Seite in der Gestalt derer, die dem Märtyrium nur knapp entronnen waren und die, aus derselben Klasse, wider Erwarten recht behalten hatten, und in der Unterstellung unter ihre Führung kamen zugleich strukturelle Kontinuitäten und ein moralischer Orientierungswechsel zum Ausdruck.

Freilich, das ist nur eine typologische Konstruktion, aber ihr läßt sich vieles von der Lebensdynamik und den Reorientierungsphasen in den Lebensgeschichten dieser Generation zuordnen. Sollte an diesem Deutungsversuch etwas dran sein, so hat er indessen weitreichende politische Konsequenzen. Er impliziert nämlich, daß diese Generation von Arbeiterkindern, aus denen der größte Teil der breiten Ersatz-Führungsschicht der DDR rekrutiert wurde, wenn sie diesen Weg einschlug, nicht politikfähig werden konnte und bis ins Alter auf die politische Führung durch antifaschistische Ersatzväter angewiesen blieb. Er impliziert nicht das Ende der DDR, das

mehrere und vor allem äußere Ursachen hat, wohl aber die Stagnation und das ökonomistische Dilemma ihrer zweiten Hälfte, das ihr am Ende nur noch die Todesstarre oder die Zuflucht zur offenen Gewalt ließ.

Der Übertritt auf die siegreiche Seite und die Übernahme eines angeblich wissenschaftlich gesicherten Weltbildes ersparte nämlich die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, die als verführte Jugend abgetan werden konnte. Eine Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen, die diese nicht vorschnell ins Passiv übersetzt, ist aber die wesentliche Ressource für eigene Zukunftsentwürfe und Wertmaßstäbe und der Realitätsgehalt der ersteren entscheidet auch über den der letzteren. Hat man sich dieser Chance in deren Krise entschlagen, so kehrt sie – anders als in einem pluralen System mit seinen vielen Berechnungen und kleinen Krisen – nicht wieder, sobald man für eine objektivistische Ideologie optiert hat und für die Mitwirkung in einem autoritären System gewonnen worden ist, jedenfalls solange beides herrscht. Das ideologische Angebot an die FDJ-Generation enthielt im Kern die ökonomistische Reduktion des Faschismus auf die Herrschaft böser Kapitalfraktionen – so der zum Zwecke flexibler Bündnistaktik konstruierte, aber nie revidierte Ansatz der kommunistischen Internationale von 1935 – und die Legitimation jeglicher Zentralisierung und Ausübung von Macht im Dienste der Ausgebeuteten – so Lenins zum Zwecke der Revolutionsvorbereitung entwickelte politische Theorie, deren strukturbegründende Macht und Verfahrenslosigkeit auch die nachrevolutionären Gesellschaften nie zum inneren Frieden gelangen ließ. Das erste nahm einem den Stachel der Mitschuld und stempelte einen zum Kind, während das zweite die Macht der Herrschenden moralisierte. Insofern enthielt das Angebot nicht die Aufforderung, Politik mitzubestimmen, sondern sich an der Ausführung einer immer schon gegebenen Politik zu beteiligen.

Diese Moral der Exekutive und der Unterstellung der staatstragenden HJ/FDJ-Generation, die mir für die Kohäsion und administrative Leistungsfähigkeit der DDR bedeutsamer zu sein scheint als die Privilegienwirtschaft in anderen Teilen des Ostblocks, wurde im Aufstieg mehr als mit Geld und geldwerten Vorteilen mit einer Entfaltung der eigenen Kräfte und mit höherer Verantwortung belohnt, d.h. mit einer doppelten Machterfahrung. Diese Macht war nicht erobert, sondern eingeräumt, ja viele waren geradezu zu ihr gedrängt worden. Das machte die wahren Machthaber zu unangreifbaren Vaterfiguren, nach denen diese Generation ohnehin suchte. Die vaterlose Generation im Osten, die ihre Idole verloren hatte und über die leiblichen Väter sozial hinauszuwachsen begann, fand ihre Ersatzväter in den sprichwörtlichen »alten Genossen«, die aus dem KZ zurückgekehrt waren und nun die seltene Einheit des Märtyriums, des Guten und des Siegreichen repräsentierten und die Jungen in ihre Partei hereinholten.

Nie habe ich in Gesprächen mit Leitungskadern ein Wort der Kritik an den »alten Genossen« gehört; selbst wenn sie ungerecht, untauglich oder jähzornig waren, wurde ihnen ihre Erfahrung zugute gehalten. Dagegen tauchte fast nie ein wirklicher Vater als Vorbild auf. Selbst wenn ihrer liebevoll gedacht wurde, so enthielt ihr Leben doch in der Regel keine andere Botschaft, als ihr soziales Schicksal zu überwinden. Es

scheint mir, als hätten sich unsere Gesprächspartner unter den Leitungskadern mit ihren Vätern von fern versöhnt, indem sie sich ihren Ersatzvätern in der Partei unterstellten.

Die vaterlose Generation im Westen ist als skeptisch und pragmatisch beschrieben worden, ihre enttäuschten Gefühle habe sie aufs Handfeste und Materielle übertragen und zwar auf den persönlich erwirtschafteten Ertrag. Das habe ich, wenn auch zuweilen mit erboster Enttäuschung über den unzureichenden Ertrag, hie und da auch im Osten gefunden, aber nicht unter den Kadern der FDJ-Generation. Die langen Listen materieller Strukturprobleme, über die sie wohlunterrichtet waren, vermochten ihnen keine grundlegende Skepsis einzuträufeln, sondern sie hielten sich wie mit einem unausrottbaren Hang ans Positive. Zwar habe ich bei keinem einzigen so etwas wie einen Traum gefunden, was der Sozialismus solle, jedoch regelmäßig einen Stolz auf das Erreichte. Dies war um so merkwürdiger, als dies in ökonomischen Größen gemessen wurde und ihnen wohl bewußt war, daß in dieser Dimension die DDR einen Westdeutschen schwerlich beeindrucken konnte. Der Hauptakzent lag indessen auch nicht auf den zwischen den Systemen vergleichbaren Ergebnissen, sondern auf dem Abstand zwischen den spezifischen Ausgangsbedingungen und dem nur so zu würdigenden Ergebnis, nämlich daß die DDR, die unverhältnismäßige Kriegslasten zu tragen gehabt habe und vom Westen jahrzehntelang boykottiert worden sei, der erfolgreichste Wohlfahrtsstaat im Osten sei und sich in dieser Beziehung ihres Lebensstandards, ihrer Sozialleistungen und insbesondere ihrer sozialen Sicherheit keineswegs schämen müsse. Sie wurden nicht müde zu betonen, daß man keine falschen Vergleiche ziehen dürfe und verwiesen auf den Osten und auf das Erreichte gegenüber dem Lebensstandard ihrer Eltern.

Für den auswärtigen Besucher am auffälligsten war ihre Identifikation mit dem Ganzen. Wenn sie »wir« sagten, meinten sie fast nie ihre Familie oder das Kombinat, in dem sie gearbeitet hatten, sondern die DDR als eine Art Gesamtbetrieb. Auf der anderen Seite waren sie – bei aller Kenntnis ihrer jeweiligen betriebswirtschaftlichen Probleme – über die Lage dieses Gesamtbetriebes wenig informiert. Hatten wir erst einmal die kurzschlüssigen Rationalisierungen (wie daß die DDR keine Rohstoffe habe) hinter uns, so war ihnen das Devisenproblem ebenso ein Rätsel wie die Frage, wie die DDR bei abnehmender relativer Produktivität am Weltmarkt konkurrieren sollte. Diese Fixierung auf ein totes Rennen hatte etwas Deprimierendes; es mußte einmal eine andere Zukunft gegeben haben, um diese Fixierung einrasten zu lassen. Der – nächst dem vom Sieg durch Nachahmung der Sowjetunion – zweithäufigst erinnerte Slogan aus der Geschichte der DDR war Ulbrichts Losung, daß es gelte, den Westen zu überholen, ohne ihn einzuholen. Das klingt wie die Devise eines Geisterfahrers, meint aber die Erzielung eines kollektiven Wohlstands, der dem Durchschnitt von Arm und Reich auf der anderen Seite nicht nur moralisch überlegen sein sollte. Der Traum vom Sozialismus, dem sie sich verschrieben hatten, war ein ökonomischer gewesen: die Wirtschaft, als Gesamtbetrieb verwaltet, sollte sich rationeller als der verschwenderische Konkurrenzkampf des Kapitalismus entfalten und den Mitgliedern schneller und gerechter zu Gebrauchswerten verhelfen. In dieser Haupteinwirkung

tung waren die Angehörigen der vaterlosen Generation im Osten ihrem westlichen Pendant insofern nicht so unähnlich, aber sie hatten ihre Ideologie vom Ganzen als Betrieb nicht ablegen müssen und ihr – wie einige in der DDR spöttisch sagten – »Volksgemeinschaftssozialismus« hatte sich als nicht materialistisch genug erwiesen. Immer verfeinertere Kontrollmethoden hatten die Lücken des Wirtschaftskreislaufs nicht schließen und eine überschießende Leistungsbereitschaft des einzelnen nicht bewirken können.

### Exkurs: Die Staatssicherheit

Dieser für die einen untaugliche, für die anderen terroristische Kontrollapparat erschien in den Gesprächen mit den Kadern vollständig verdrängt. Zwar tauchen in unseren Gesprächen gelegentlich Hinweise auf die soziale Kontrolle durch die Partei in Fragen der Lebensführung und der Arbeitsdisziplin, insbesondere der Planerfüllung auf, aber von der Stasi sprach von sich aus keine(r). Auf unsere diesbezüglichen Fragen erhielten wir meist bagatellisierende Auskünfte, wie, daß es einen Verfassungsschutz schließlich überall gebe – aber in der kleinen DDR hatte er, wie man jetzt amtlich weiß, allein zwanzigmal so viele hauptamtliche Mitarbeiter wie in der fast viermal so großen Bundesrepublik. Nun sind Geheimdienste geheim und daß man einem Fremden gegenüber nicht über sie plaudert, kann auch in der Natur des Fremden liegen. Es ließen sich auch andere Gründe für die Ausgrenzung dieses für die Erfahrung der DDR zentralen Bereichs allgegenwärtiger Kontrolle denken, z.B. daß unsere Gesprächspartner selbst informelle Mitarbeiter die Stasi gewesen sein könnten oder daß sie Auflagen für das Gespräch mit uns bekommen hätten. Das ist nicht unmöglich, scheint mir aber schon deswegen wenig wahrscheinlich, weil sich die Führungskader, die uns in aller Regel von den Kombinatbenannt worden waren, in dieser Frage kaum von den anderen Interviewten und auch von denen, zu denen wir ohne alle Zwischenschaltung amtlicher Dienststellen oder Organisationen Kontakt gewonnen hatten, unterschieden. Ich vermute insofern einen anderen Grund, nämlich die Derealisation der Kontrolle durch Gewöhnung.

Zunächst muß man sich – entgegen der Fixierung der Öffentlichkeit auf die Stasi seit dem Sturz Honeckers – zwei allgemeine Gesichtspunkte in Erinnerung rufen: Parteimitglieder und Vorgesetzte brauchten nicht als Informanten der Stasi angeworben zu werden, da sie qua Organisation bzw. qua Amt ohnehin zum geheimen Informationssystem des Staates gehörten: jeder hatte über seinen Tätigkeitsbereich, über besondere Vorkommnisse, über eigenen oder beobachteten anderen Westbesuch u.ä. zu berichten, die Vorgesetzten hatten zu den Kaderakten ihrer Untergebenen, in denen es keine Trennung zwischen beruflich, privat und politisch gab, das ihre beizutragen. Mit anderen Worten: was dem Westdeutschen als ein abgrenzbarer Bereich geheimer Sonderinstitutionen erscheint, war in der DDR nur *ein* Kanal im Rahmen eines umfassenden internen Berichtswesens, zu dem jeder Vorgesetzte und jeder Funktionär der Partei und anderer Organisationen und oft auch deren Mitglieder beitrugen. Dieser

veralltäglichte Geheimdienst zählte seine Zuträger nach Millionen und nicht wie die Stasi die ihren nach Hunderttausenden.

Zweitens war der Geheimdienst in unübersehbarer Weise öffentlich präsent: jeder kannte ihre Abhörstellen, die neuen Autos mit den jungen Männern, die Zwingburgen in den Großstädten und die Villen in den kleineren, die öffentlich beschilderten Dienststellen auf den Bahnhöfen der Großstädte und in jedem größeren Betrieb. Jeder hatte seine Kommunikationsgewohnheiten darauf eingestellt, daß man wirklich Vertrauliches am besten im Grünen besprach und beim Hinzutritt von Dritten, etwa Kellnern, das Gespräch unterbrach, daß man aber im übrigen sich mit den Jahren ohnehin so verhielt, als würde nichts oder alles beschnüffelt. Man konnte in der DDR nicht leben, wenn man ständig auf die offensichtliche Präsenz der Stasi und anderer Ohren des Staates starrte. Mit diesem Umstand zu leben, brachte einen allgemeinen Habitus der wissenden Nicht-Wahrnehmung und der kleinen kommunikativen Regelverletzung hervor. Das Nervensystem des Staates und das Volk hatten sich aneinander gewöhnt: die Stasi machte nicht (mehr) wegen jeder Lappalie Terror, weil die Masse der Bürger den Terror als eine innere Zensur verinnerlicht hatte. Im Ergebnis war ein Denken und Sprechen in politischen Alternativen zumindest in der älteren Generation weitgehend tabuisiert, aber die Einverständigung über Reserven gegen die Obrigkeit über kleine, indirekte und im übrigen auch unpräzise Signale unkontrollierbar. Auf der anderen Seite mußte in einer Gesellschaft, die als eine Art Gesamtbetrieb geführt wurde und in deren Ideologie das Materielle den Rang letzter Werte besaß, über Wirtschaft und Versorgung gesprochen werden. Das ökonomische wurde insofern zur *lingua franca*, in die alle Gedanken und Gefühle übersetzt wurden. Das quer durch alle Stände verbreitete Meckern über die Versorgung wurde zum Ventil aller aufgestauten Reserven und hielt sie zugleich auf dem Boden der Systemimmanenz.

Für die Funktionäre und Leiter war die Stasi nur eine Instanz unter anderen, die insgesamt der Kontrolle dienten und an der auch sie mitwirkten. Im Aktiven wie im Passiven war für sie aber die Kontrolle der Partei weitaus spürbarer. Dadurch war sie aber auch in jenen Ganzheitsbezug integriert, dem sie ihren Aufstieg, ihren Zusammenhang und ihre moralische Existenz verdankten und dessen grundsätzlich exekutive Struktur sie nie infrage gestellt hatten. Im Gegenteil, diese Struktur war ja gerade das Medium gewesen, das ihnen die Überwindung ihres inneren Vakuums ermöglicht hatte.

## **Posttotalitärer Totalitarismus**

Nach dem Durchgang durch die soziale Schichtung in der SED und dem Vergleich von Parteimitgliedern und Unorganisierten in den einzelnen Schichten möchte ich einige wesentliche Einsichten aus unserem Zahlenspiel über die Daten unserer befragten SED-Mitglieder aus der älteren Generation der DDR zusammentragen:

1. Die SED war vor allem eine Partei ehemaliger Arbeiter bzw. Arbeiterkinder. Nach der beruflichen Stellung ihrer Mitglieder war sie jedoch keine Arbeiterpartei, sondern

eher eine Volkspartei der abhängig Beschäftigten, wobei der Organisationsgrad mit dem sozialen Aufstieg zunahm – von verschwindend gering bei Ungelernten bis fast erschöpfend bei leitenden Kadern.

2. In der Arbeiterschaft und unter den Nachkommen besonders der vertriebenen Kleinbürger und -bauern organisierte sie vorwiegend beruflich oder zu politischen Positionen aufstrebende Minderheiten. Das trifft im Prinzip für beide Geschlechter zu, der entsprechende Anteil unter den weiblichen Erwerbstätigen war aber erheblich kleiner, da sie in der Nachkriegszeit in der Regel auf einem geringeren Qualifikationsniveau starteten und besonders stark mit Familienaufgaben belastet waren. Nicht selten traten Frauen auch der Partei bei, um das Aufstiegsstreben ihrer Männer zu unterstützen. In der Führung der Partei hatten fast ausschließlich Männer das Sagen.

3. Die SED organisierte nicht die Mehrheit des linken Traditionspotentials in der Arbeiter- und Angestelltenschaft. Umgekehrt stellten auch unter ihren Mitgliedern in der Industrieprovinz Personen linker Herkunft (im weitesten Sinne) eine Minderheit dar und in dieser Minderheit überwog die sozialdemokratische Tradition. Mitglieder kommunistischer Herkunft waren auf dieser Ebene selten, erwiesene Antifaschisten sehr selten. Die meisten NS-Opfer, mit denen wir sprachen, waren nicht in der SED. Dennoch – oder gerade deswegen – war der in der DDR zunehmend ritualisierte Antifaschismus, der den Blick auf die Opfer des Dritten Reiches auf den kommunistischen Widerstand verengte, ein wichtiges Bindemittel in der Partei, wie die Heiligenlegenden unter den Sündern der Kirche. Er verwies auf eine im Nachhinein gewollte, aber tatsächlich von der eigenen differente Geschichte und band die Sehnsucht nach dem moralisch Guten in der Vergangenheit. Er moralisierte zugleich die Verflachung der Zukunft zum kollektiven ökonomischen Fortschritt als Credo der Märtyrer.

4. Die zentrale Rolle eines entwirklichten Antifaschismus ist auch an der formalen Ausgrenzung der Nazis erkennbar. Das wichtigste politische Kriterium der Parteaufnahme und der Zulassung zum sozialen Aufstieg (über mittlere Angestelltenpositionen hinaus) bestand darin, im erwachsenen Alter keiner NS-Organisation angehört zu haben und vor 1945 nicht Beamter oder Kapitalbesitzer gewesen zu sein. Dieses formale Kriterium erfaßte die Jugend der HJ- und Kriegsgeneration nicht. Angesichts der Erfordernisse nach beruflicher Qualifizierung für die meisten gesellschaftlichen Leitungstätigkeiten hatte dies zur Folge, daß die breite, von der SED rekrutierte Führungsschicht seit den 60er Jahren aus Aufsteigern bestand, die überwiegend in ihrer Jugend vom Nationalsozialismus und Militär geprägt worden waren und sich danach durch inhaltliche Umorientierung oder Anpassung und technische Nachschulung qualifiziert hatten. Im Gegensatz dazu war die Parteibasis vor allem unter den Arbeitern von einer vormaligen organisatorischen Erfassung durch den NS weitgehend frei und unterschied sich darin sowohl von den jetzt unorganisierten Arbeitern als auch insbesondere von den Angestellten und anderen Schichten der Gesellschaft.

5. Während die SED in den ersten Nachkriegsjahren als eine Arbeiterpartei angesprochen werden kann, die wesentlich von den beiden Traditionen der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik in ihrem Personal bestimmt wurde und in der die kommunistische Minderheit die sozialdemokratische Mehrheit eher in Schach hielt

als unterworfen hatte, änderte sich dieser Charakter mit ihrer strukturellen Stalinisierung durch die Einführung einer autoritären »Partei neuen Typs« 1948 und die Parteisäuberungen der folgenden Jahre grundsätzlich. In der Funktionärsrekrutierung trat nun an die Stelle der sozialdemokratischen Basismehrheit der Typ der bisher »Unpolitischen« und dann seit den 50er Jahren vermehrt die HJ/FDJ-Generation, die sich mit der Loyalität des Aufsteigers und aus Mangel an traditionellem Selbstbewußtsein der kommunistischen Führung unterstellten.

6. Den Älteren in der Führungsschicht der Industrieprovinz mangelte in den meisten Fällen entweder die technische oder die politische Qualifikation zur Führung. Die äußerlich politisch Qualifizierten, nämlich die ehemaligen Anhänger der KPD und der SPD, waren fast durchweg im Faschismus oder/und besonders im Stalinismus in Konflikt mit der Linie oder den Postulaten der Parteiführung der KPD/SED gekommen. Die jüngere Führungsschicht der HJ/FDJ-Generation war wesentlich nicht politikfähig, sondern von ihrer Qualifikation und wohl überwiegend auch von ihrem moralischen Selbstverständnis her auf die Unterstellung unter fixierte Zielvorgaben und eine anders geprägte ältere Führung angewiesen, die den Zusammenklang von sozialem Aufstieg aus der Arbeiterschaft mit moralischer Bewährung gegen den Faschismus symbolisieren konnte.

Im historischen Vergleich erinnert diese Führungskonstellation an die Folgeproblematik der Oktoberrevolution und der Stalinschen Säuberungen in der Sowjetunion, die in der DDR gleichsam im Zeitraffertempo nachvollzogen und in spezifisch deutsche sozio-kulturelle Zusammenhänge übersetzt wurde. Die Folgen des Kriegskommunismus und der Stalinschen Säuberungen hatten sich am Vorabend des Zweiten Weltkrieges zur blutigen Ausschaltung sowohl der traditionellen Funktionseleiten als auch der Selbständigkeit der politischen Linken in- und außerhalb der Staatspartei addiert. Dieses Vakuum hatte die Rekrutierung einer jungen, politisch unerfahrenen und technisch wenig qualifizierten Aufsteigerschicht erzwungen bzw. ermöglicht, deren Mitglieder ihre Position ausschließlich ihrer Anpassungsfähigkeit an die Führung und ihrer Leistungsbereitschaft verdankten, durch ihre nationale Bewährung im Zweiten Weltkrieg aber moralisch saturiert wurden und in der imperialen Ausbreitung der Sowjetunion nach 1945 eine zunehmend privilegierte Satrapenschicht ausbildeten. Ihrer exekutiven Formierung, Unbeweglichkeit und Korruption wurde die Unreformierbarkeit der strukturellen Hinterlassenschaft Stalins bis in die 80er Jahre zugeschrieben.

Soweit heute erkennbar, haben die führenden deutschen Stalinisten nach ihrer Rückkehr aus Moskau diesem blutigen Vorbild nicht nachgeeifert, aber sie bleiben ihrem Modell auf eine weniger blutige, doch kaum weniger hoffnungslose Weise verhaftet. Die Verdrängung der Funktionseleiten in persona bzw. der Qualifikationsfähigkeit ihrer Nachkommen fand nicht in einem Bürgerkrieg statt, sondern wurde durch bürokratische Diskriminierung erwirkt und durch die offene Grenze erleichtert, wenn auch viele Schuldige und Unschuldige in den sowjetischen Internierungslagern blieben und andere gedemütigt, zurückgesetzt oder auch unter Vorwänden festgesetzt wurden. Auch gegenüber den politischen Gegnern in den eigenen Reihen, vor allem den

Sozialdemokraten, aber auch den unbotmäßigen (oder auch nur im Dritten Reich nach Westen geflohenen) Kommunisten haben sich die deutschen Stalinisten kaum die Hände blutig gemacht, aber zurückgesetzt und wenn nötig ausgeschaltet, entlassen, verhaftet und vertrieben haben sie sie doch. Beides ist bemerkenswert und bis heute noch nicht vollständig erklärt: sowohl der Wahn der Destruktion der eigenen Basis als auch die weichere Gangart, die z.B. in der sog. Noel-Field-Affäre 1950-53 in der DDR weit weniger Todesopfer bewirkte als in anderen osteuropäischen Ländern. Da die Betroffenen in den Führungsfractionen häufig Juden waren, könnte es im Lande der Täter eine letzte Hemmung gegeben haben, vielleicht war es auch einfach eine Nachwirkung der Angst jener Moskauer Emigranten, die selbst nur mit knapper Not der Willkür der Stalinschen Säuberungen entkommen waren.

Wie dem auch sei: in den 50er Jahren war das sozialstrukturelle Ergebnis des Stalinismus in der DDR von dem in der Sowjetunion am Vorabend des Krieges nicht so sehr verschieden: man mußte eine neue Führungsschicht aus dem Nichts rekrutieren. Nur daß dies in Deutschland auf andere Voraussetzungen traf: hier war dieses »Nichts« einer jugendlichen Ersatzelite nicht politisch neutral und konnte sich auch nicht »national« bewähren, sondern es war faschistisch präformiert und durch die Teilhabe an einer nationalen Niederlage und Spaltung langfristig auf alternative Sinngebung und Führung angewiesen. Ähnlich wie die »Wiederaufbau«-Generation im Westen hat diese Aufsteigergeneration im Osten ihre Zukunft – als Alternative zu ihrer politischen Erfahrung – wesentlich als Konzentration auf eine ökonomische Aufgabe (»Aufbau des Sozialismus«) begriffen. Diese Aufgabe wurde hier jedoch weniger in Kategorien des persönlichen materiellen Erfolgs verstanden, sondern wurde auf das Ganze der DDR als Gesamtbetrieb übertragen, so daß im sozialistischen Gewand auch ältere nationalistische Verhaltensmuster (»Volksgemeinschaft«) in die Zeit der nationalen Teilung (»Menschengemeinschaft«) verlängert werden konnten. Die Unfähigkeit der HJ/FDJ-Generation, in der zweiten Hälfte der DDR-Geschichte selbst das Ruder zu übernehmen und eigene Perspektiven zu entwickeln, dürfte in dieser Erfahrungsverdrängung und kulturellen Substitution gründen. Diese Rückbezogenheit könnte zugleich die – im Vergleich mit anderen Ostblockländern – größere Bedeutung von Ideologie und Disziplin, das verhältnismäßig geringere Ausmaß an Korruption in der Klientelwirtschaft der Partei sowie die langanhaltende Anpassungsbereitschaft und die Armut an kollektiv ausgetragenen Konflikten erklären.